



*Die Marienkirche in Danzig*

*Photo: Staatl. Bildstelle, Berlin*

## Das deutsche Danzig

VON HEINRICH SAHM

Oberbürgermeister von Berlin, ehemaligem Senatspräsidenten der Freien Stadt Danzig

**G**eographie und Geschichte werden in der Schule als zwei völlig voneinander getrennte Lehrfächer behandelt, und doch sind beide eng miteinander verbunden. Wenn es noch eines Beweises dafür bedarf, wie die Geschichte durch die Geographie bedingt wird, dann braucht man nur an Danzig zu denken. Seit den Tagen, da der Name Danzig zuerst in der Geschichte auftaucht, wird Danzigs Geschick bestimmt durch die Lage an der Mündung des mächtigen Weichselstromes in die Ostsee. Die Geschichte Danzigs liest sich wie ein Roman oder vielleicht richtiger wie ein Heldenepos. Es ist nicht die Geschichte einer gewöhnlichen 700jährigen

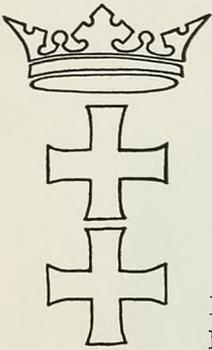
deutschen Stadt, sondern es ist das Bild eines ständigen Kampfes um die Erhaltung und um die Reinhaltung seines *Deutschtums*. Der Kampf ist heute nicht viel anders als in den vergangenen Jahrhunderten: wechselvoll, leidvoll, infolge der veränderten Machtverschiebung heute schwerer denn je, aber wie einst so auch in der Gegenwart getragen von der Überzeugung der deutschen Danziger: einer großen und hehren Sache zu dienen.

Ein großer Sohn Danzigs, der Philosoph Schopenhauer, hat das wundervolle Wort geprägt: „Erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst bewußt.“ Und Danzigs Ge-

schichte, sie ist auf das Grundthema abgestimmt: Danzig verdankt im Laufe seiner vielhundertjährigen Geschichte seine Stellung, seinen Ruhm, seine Größe der treuen Bewahrung seines Deutschtums. Der Bedeutung dieses Satzes wird man sich erst dann recht klar, wenn man sich noch einmal die geographische Lage der Freien Stadt Danzig vor Augen hält. Ich fand kürzlich in einer Weltgeschichte Ausführungen über das Land Judäa, welche mir gerade im Hinblick auf Danzig besonders beachtenswert erschienen. Es hieß darin, daß die Lage des Landes Judäa eine ganz eigenartige ist, weil durch das Land natürliche Heerstraßen anderer Völker führen und daher das Land für eine stürmische Geschichte vorbestimmt war. Dies gilt

in noch stärkerem Maße für das Land an der Mündung der Weichsel, wo nicht nur Heerstraßen, sondern auch Völkerströme sich kreuzen. Die Geschichte Danzigs, in größerem Zusammenhange betrachtet, bildet eine Art lebenswarmen Kommentars zu der Gesamtgeschichte der Deutschen im Osten.

Wenn nun in diesem Heft mit künstlerischer Sachkunde Danzigs Schönheiten im Bilde gezeigt werden, dann wird man zugestehen müssen, daß Danzigs Seele deutsch ist und daß das ganze deutsche Volk an diesem Kleinod seines Volkstums mit ganzer Kraft seines Nationalgefühls hängt und niemals den Gedanken aufgeben kann, das urdeutsche Danzig wieder dem Deutschen Reiche zurückzugewinnen.



# Wanderung durch Danzig

VON DR. HANS F. SECKER

ehemaligem Direktor der Danziger Kunstsammlungen

Flaches Land. Steckrüben ohne Ende. Rüben-, Kartoffel- und Getreidefelder stundenlang. Stundenlang. Dann unliebsame Zollschranken, deren Daseinsberechtigung der Laie nie begreifen wird. Und am Ziel ein Bahnhofsgebäude in schulmäßig nachempfundenem Baukastenbarock, mißverstanden in den Maßverhältnissen. Davor der Bahnhofplatz, der kein Platz ist, sondern ein von gesinnungslosen neuen Häusern lückenhaft umsäumter Schlauch.

Wer von diesem Landweg her versucht, Danzig kennenzulernen, der war schlecht beraten und wird um den unvergeßlichsten „ersten Eindruck“ betrogen, den die Seestadt dem Fremden zu bieten hat. — Empfängliche Menschen, Reisende, die nicht stumpf sind gegen die glücklichen Zufälle der Natur und gegen den Zauber einer in fünf Jahrhunderten einheitlich erblühten Stadtschönheit, die sollten zu Schiff dort ankommen.

Scharfe Rechtswendung um Hela. Der sommerliche Wind trägt Harzgeruch aus kurzen Kiefern von der Landzunge her, die jetzt zu Polen gehört. Seedampfer können hier nicht anlegen. Aber von der Bucht aus sieht man die langgezogene Reihe der Fischerkaten, die rostrot und bemost zwischen Leuchtturm und gotischer Kirche eingespannt sind zu einer einzigen breiten Dorfstraße. Hinter dem Binnenhafen, über den ein Wald von kleinen Bootsmasten ragt, flicken braune Fischer ihre Netze, heute wie ehemals. Abends flackern wohl immer

noch Öllampen im Gasthof „Löwengrube“, der einen köstlich unbeholfenen Daniel als Aushängeschild trägt, und es riecht da nach Tabak, Grog und geräucherten Fludern. Wem früher der Landrat nicht nach dem Herzen war, der mag heute dort in der Wirtsstube dreist auf den Starosten schimpfen.

Der Kiel durchschneidet den blauen Spiegel der Bucht, und bald taucht in der Ferne die grüne hügelige Küste des Freistaats auf. Bunt und verführerisch lockt der Badestrand von Zoppot, der jüngsten Schwester von Monte Carlo, — lustig bewimpelt mit der Danziger Flagge, die in feuerrotem Feld übereinander zwei weiße Kreuze und eine gelbe Krone führt. Das farbenfrohe Banner deutet auf die beiden großen Wendepunkte in Danzigs mittelalterlicher Stadtgeschichte hin: die silbernen Kreuze erinnern an den deutschen Ritterorden, der 1309 die Herrschaft der Herzöge von Pommerellen ablöste; die goldene Krone gemahnt an die Hoheit Polens, dessen Könige durch den zweiten Thorner Frieden 1466 die Macht über das Weichselland bekamen und dann über dreihundert Jahre behielten.

Auf das Vorspiel Zoppot, dessen gewaltiger See- steg vom Strom der Badegäste belebt ist, folgt bald die Einfahrt in die Weichselmündung. Es ist zunächst das in aller Welt übliche Bild: Hafenkneipen, Werftanlagen, Arbeiterbuden; dazwischen irgendwo eine alte Bastei, von grünen Schanzen umgeben; ankernde Segelschiffe und Übersee-



Photo: Jentsch-Atlantis

*Das Kranter an der Langen Brücke in Danzig, das bürgerliche Wahrzeichen der Stadt, 1367 in Holz begonnen, 1443 nach wiederholten Bränden in Backstein ausgebaut.*

dampfer — hier wurde im Krieg der Riese „Columbus“ vollendet und lag da lange geborgen und nutzlos wartend mit seinen 32 500 Tonnen — und öde Uferstrecken wechseln mit Getreidespeichern und Warenschuppen. Das große Freigelände am Ostufer heißt Troyl und diente nach der Masurenschlacht ungezählten russischen Gefangenen als Lager. Wer die ersten Kriegsmonate in Danzig miterlebt hat, das Heranwälzen der zaristischen Heeresmassen, die Zerstörung deutscher Grenzorte und die bange Sorge um die Hauptstadt Westpreußens, wird den Eindruck nicht vergessen, den die unabsehbare Kette der von ihrer Führung enttäuschten und vom Marsch ermüdeten, oft nur bettlerhaft bekleideten Russen machte, die nach der Befreiungsschlacht wie eine sture Herde dem Troyl zugeleitet wurden. Dort wuchs die Barackenstadt von Woche zu Woche, und man sah in ihren ackerbraunen Mänteln Vertreter aller asiatischen Völkerstämme, die sich bald, froh, einem schlimmeren Schicksal entronnen zu sein, in das eintönige Lange Brücke genannt, mit Schwanturm, Krantor, dunklen Lieder ihrer Heimat sangen.

Immer enger wird der Wasserweg, immer behutsamer die Fahrt, damit die klatschenden, leckenden Wellen nicht den nahen Ufern Schaden tun. Dann gleitet das Boot die Mottlau aufwärts, und ein Stadtbild von unvergleichlichem Reichtum entrollt sich: rechts der auf Pfählen laufende Staden, Langebrücke genannt, mit Schwanturm, Krantor, Grünem Tor, — links die Speicherinsel, die jahrhunderte alte „Kornkammer der Welt“.

Hier ist der naturgegebene Eingang zur Stadt. Hier ist man gleich ihrem Herzen nahe. Häuser kleiner Bürger drängen sich in ungleichmäßiger malerischer Front, und über ihre Dächer ragen die massigen Türme und Tore, so daß die Häuser wie Spielzeug wirken und umgekehrt die Kirchen und Torbauten durch die Umgebung nur in ihrer Großartigkeit gesteigert werden. Hinter dieser Flucht, die sich im Wasser des Flusses spiegelt, darf man städtebauliche Überraschungen erwarten. Das Rundbild ist bis auf wenige neuere Einfügungen — Schönheitsfehler, die man mit Nachsicht übersieht — vollkommen altertümlich. Verwitterter roter Backstein hebt hervor, was öffentliche Bedeutung hat. Und wenn an dem klaren, blauen Ostseehimmel das Leuchten der sinkenden Sonne aufzieht, dann strahlt die Stadt in ihren Klinkern und Purpurdächern wie festlicher Samt. Mag dieses Blau und Rot sich sommerlich verbrüdern, mag im zarten Grau eiskalter Winterabende der Schnee auf den rostigen Dachpfannen rosarot erglühen, — niemals ist die Wirkung kitschig, immer rassig, nor-

disch und stark. Das muß ausgesprochen werden, weil gelegentlich geringwertige Maler das Bild des alten Danzig versüßlicht haben und falsche Vorstellungen vom ernstesten Einklang seiner Farben in der Welt verbreiten.

Einer der großzügigsten Eindrücke ist das Krantor, das bürgerliche Wahrzeichen der Stadt, 1367 in Holz begonnen, 1443 nach wiederholten Bränden in Backstein ausgebaut. Zwei wehrhafte Rundtürme schultern ein gemeinsames Satteldach, das vom hölzernen Giebelbau des Ladekrans überschritten wird, schlank und mehrfach vorgestuft. Diese Zweckform, deren breite Plumpheit wunderbar aufgelöst ist durch die steile Gliederung des Holzes, ist von zeitenloser Schönheit und kommt sogar den Ansprüchen der neuesten Baukunst mit vorbildlicher Würde entgegen. Auf der Speicherinsel drüben findet diese Beobachtung ein Gegenstück in der großwirkenden Reihe der alten Kornhäuser, die, zum Teil in Fachwerk ausgeführt, ein sachlich-ruhiges Bild einfacher Zweckerfüllung darstellen. Auf den Flößen der Weichsel und in den Kornkammern dieser Speicherinsel liegt Danzigs Handelsreichtum begründet, der seit dem Vertrag von Versailles so schwer erschüttert ist. Allein, solche alten Stapelhäuser trifft man schließlich auch in den andern Hansestädten. Das Krantor aber ist einmalig, persönlich wie ein menschliches Gesicht und einprägsam wie selten das Tor einer Stadt. Zuweilen liegen veraltete Segelschiffe mit ihrem Gewirr von Rahen und Tauen davor und erhöhen den zeichnerischen Reiz. Auch das eigenartige Volksleben trägt nicht wenig zu dem Wunsche bei, man möchte selber Künstler sein, um auf Schritt und Tritt festzuhalten, was das Auge anzieht. Als der berühmte, aus Danzig gebürtige Zeichner Daniel Chodowiecki im Jahre 1773 zu Pferde von Berlin nach Danzig reiste, um seine alternde Mutter zu besuchen, da hielt er mit geübter Hand eine Fülle erzählenswerter Beobachtungen und Erlebnisse dort fest, die später zu einem Skizzenbuch vereint als kostbares Vermächtnis an die Berliner Akademie gelangten. So sollte immer wieder das Schicksal einen großen Meister des Griffels in die Weichselstadt senden; es kann gar nicht genug solcher Tagebücher über Danzig geben! — Selbst für künstlerisch mittelmäßige Schilderungen der Sitten und des Volkslebens, wie sie der um 1760 nach Danzig eingewanderte Augsburger Stecher Matthaeus Deisch uns in einer Kupferstichfolge „Danziger Ausrufer“ hinterlassen hat, ist die Nachwelt dankbar. Manche seiner Gestalten leben auch heute noch dort am Hafen, auf den Märkten und Gassen. Die Leute aus dem Volk

haben alle den wogenden Gang der Seefahrer, selbst wenn sie nie etwas anderes als ein Handwerk des Festlandes ausgeübt haben. Die Sprache ist bedächtig, fast stockend, der Tonfall ein wenig singend. Man hat viel Zeit, oder wenigstens: man nimmt sich Zeit. Nur die zungenfertigen Fischfrauen am Markt überraschen oft durch ihre herausfordernde Schlagfertigkeit. Sie sehen nicht selten den Fischen ähnlich, die sie zum Kauf anbieten, nur daß sie deren Stummheit und Dummheit nicht teilen.

Die Torbauten der Langen Brücke führen hinein in die leicht ansteigenden Straßen der Altstadt. Allenthalben überkommt einen da ein unbeschreibliches Staunen vor der Romantik des Altertümlichen, und man kann auch als Mensch, dessen Fühlen und Sehnen durchaus im Heutigen wurzelt, nicht ohne Gemütsbewegung in diese märchenhaften Gassen eintreten. Es sind eigentlich keine Gassen, — es sind Räume. Keine Seite ist den Winden offen. Unten ein Tor, oben als Abschluß die Marienkirche, das Zeughaus, oder wieder ein Tor. Und darüber spannt sich der Himmel wie eine heitere Decke. Ein wohliges Gefühl des Geborgenseins begleitet den Bürger stets bis hinaus aus seinen gemütlichen Stuben, und man lernt begreifen, daß Hast und Fortschritt und neuzeitlicher Verkehr hier gelegentlich auf tiefbegründete Widerstände stoßen. Gewiß hat manches Denkmal der Vergangenheit auch in Danzig den Ansprüchen der Gegenwart zum Opfer fallen müssen. So hat man in der Hauptstraße vor den hohen Giebelhäusern der vornehmsten Geschlechter die eigentümlichen Vorbauten, die „Beischläge“, entfernt, um breite Bürgersteige zu schaffen, — und das alte Zeughaus hat seine Tore für die Durchflut der Fußgänger aufgetan. Vielfach mußten mehrere Nachbarhäuser im Innern zu durchgehenden Ladenräumen vereinigt werden, so daß die Fronten nur noch als Scheinwände stehenblieben oder im Erdgeschoß durch breite Schaufenster ohne Rücksicht auf die senkrechte Teilung durchschnitten wurden. Aber wo sonst hätte man halt machen sollen in der frommen Achtung vor dem Überlieferten, wollte man nicht den Vorwurf auf sich laden, ein Feind des Neuen zu sein? Die Danziger sind bewunderungswürdig weit gegangen in ihrer Schonung; für heißblütige Naturen freilich manchesmal zu weit.

Der Gast aus dem Westen oder Süden mag volkstümliche Feste vermissen. Es gibt kein Fischerstechen und kein Fastnachtstreiben, auch keine Umzüge christlicher Beter oder ähnliche



Photo: Staatl. Bildstelle, Berlin

Das Danziger Rathaus,  
Ostansicht.



*Photo: Staatl. Bildstelle, Berlin*  
*Die Beutlergasse in Danzig, im Hintergrund die Marienkirche.*



Photo: Jentsch-Atlantis

*In der Marienkirche, deren gotischer Hallenbau als das hervorragendste kirchliche Baudenkmal in den Ostseegebieten gilt.*

Veranstaltungen, wie sie in katholischen Ländern die Schaulust zu fesseln pflegen. Denn Danzig ist eine Stadt von ausgesprochen protestantischem Gepräge. In stillem, zähem Kampf hat sich hier die Lehre Luthers durchgesetzt, und um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat es sich der Rat der Stadt nicht weniger als 30 000 Gulden kosten lassen, um vom Polenkönig das Zugeständnis der Glaubensfreiheit zu erkaufen. Damals wurde die Oberpfarrkirche St. Marien das räumlich größte Gotteshaus der evangelischen Christenheit.

Dieser trotzige Backsteinbau, der Danzigs wertvollste Kunstschätze birgt, lädt ein zu müßigem Verweilen. Unvergleichlich ist schon äußerlich die

Lage dieser Kirche inmitten eines Irrgartens von schmalen Gassen, die überraschende Durchblicke auf den hohen Turm eröffnen wie eine Belohnung für suchende Augen. Ein Glück, daß nicht auch hier der Unverstand den Sieg davongetragen hat, der im vorigen Jahrhundert die deutschen Dome „freilegen“ wollte und andernorts die Stadtschönheit unwiederbringlich zerstört hat. Die Marienkirche will in ihrem romantischen Versteck gleichsam erobert werden. Hat man Gelegenheit, vom Dach irgendeines Bürgerhauses aus das Gesamtbild der wuchtigen Hallenkirche zu betrachten, so offenbart sie sich in ihrer einfachen Größe. Der alte Backstein ist ein wunderbarer Baustoff. Seine rauhe Oberfläche, die Unregelmäßigkeiten des

Brandes und der tonige Reichtum erwärmen die Riesenmauern. Französische und rheinische Dome sind ein übermütiges Spiel der Zergliederung, sind Wahrzeichen jubelnder Sehnsucht, beseelt von zahllosen dichterischen Gedanken, die bis ins kleinste Zierstück hinein das Steinwerk lebendig machen. Im Norden wirkt die Masse, der tiefe Ernst, die geistige Sammlung. Es ist, wie wenn bereits das Mittelalter vorahnungsvoll in der Stilgesinnung seiner Kirchen auf die kommende Scheidung der beiden christlichen Bekenntnisse Bedacht genommen hätte.

Der Zufall, der den Glockenturm von St. Marien unvollendet ließ und mit einer flachen Haube notdürftig bedeckte, kam der großartig-schlichten Wirkung sehr zu Hilfe. Und auch die meisten andern Danziger Kirchen haben ihren Turmbau in etwa Dreiviertelhöhe aufgegeben und mit stumpfem Walmdach und einem zierlichen Dachreiter bekront wie bei St. Johannes, oder gar mit einem barocken Helm, der an St. Katharinen ein tönendes Glockenspiel erhielt. Gotisch bis zur Spitze durchgeführt ist nur der seltsam gedrungene Turm von St. Peter, der mit seinem Zinnenschmuck recht

weltlich anmutet, so wie der Bergfried einer Ordensburg, und dessen gestaffelte Giebelseiten Joseph Olbrich die Anregung zum Darmstädter Hochzeitsturm hätten geben können. — Dieses Niederhalten der Kirchtürme, über die — vom Rathaus abgesehen — nur St. Marien sich hinausreckt, gibt dem Stadtbild schon von ferne jene Einheitlichkeit des Eindrucks, der sich im Innern stetig wiederholt. Die Familienähnlichkeit der Wohnhäuser untereinander ist einzigartig, mögen sie mit ihren schmalen, hohen Vorderseiten und tiefen Grundrissen nun um 1500 oder um 1800 auf die Welt gekommen sein. Anlagen, die einmal für zweckmäßig erkannt wurden, sind in Danzig jahrhundertlang ohne wesentliche Abänderungen beibehalten worden. Dieser Geist des Festhaltens am Hergekommenen ist unaufdringlich und ohne den Bühnenhaften Beigeschmack gewisser Städte, die sich bis in die sachliche Gegenwart hinein im Altertümeln nicht genug tun können. In Danzig lag kein Anlaß vor zum städtebaulichen Umsturz; also durfte die Altstadt gleichsam als ein großes Museum gepflegt und erhalten werden. Was zwischen der Gründung des Deutschen Reiches und dem Beginn des Weltkriegs dort geschah: die Abtragung



Photo: Jentsch-Atlantis  
Der Neptunsbrunnen am Langen Markt.



Photo: Jentsch-Atlantis  
Wasserspeier und „Beischläge“ in der Brotbänkengasse.



Photo: Staatl. Bildstelle, Berlin

*Im Artushof; einst Versammlungshaus der St. Georgsbrüderschaft, dann Trink- und Tanzhaus der reichen Danziger, seit 1742 Getreidebörse. Das schöne Sterngewölbe, Malerei und Schnitzwerk, die alten Schiffsmodelle und der riesenhafte bunte Kachelofen spiegeln noch den Festglanz altüberkommenen Reichtums.*

der grünen Festungswälle, der sinnlose Abbruch der alten Kommandantur, die Errichtung schwülstiger Verwaltungsbauten und einer über alle Maßen häßlichen Stadtbücherei usw., das alles waren Entgleisungen eines im Überfluß an öffentlichen Mitteln erstickenden Baubeamtentums. Aber ein mitleidiges Schicksal verlegte alle diese Sünden außerhalb des engeren Altstadtgürtels und schuf einen gefährlichen Gegensatz zwischen Alt und Nachahmung, der den Bauschülern der Langfuhrer Hochschule zu denken geben kann. — Die letzten guten Häuser der Altstadt entstammen der Zeit von 1800 bis zum Biedermeier. Da wurde noch der wohlthuende Verzicht auf Erker und zwecklose Türmchen geübt, und die Fenster blieben vielfach „bündig“ mit den Häuserwänden. Damals störte

man noch nicht die leise schwingende Flucht der Fronten, indem man schnurgerade Straßen mit dem Lineal erzwang.

Was an bildender Kunst aus Altdanzig hervorging, war vorwiegend von auswärtigen Meistern beeinflusst. Man gab dem körperlich stark Bewegten gern den Vorzug. Der rauschende Gewandstil des Nürnbergers Veit Stoß, der am Ende des 15. Jahrhunderts von Krakau aus den Osten befruchtete, fand in den knorrigen Holzbildwerken des Hans Brand und des Meisters Paul leidenschaftlichen Widerhall. Scheinbar. Betrachtet man die Werke näher, die große Georgsgruppe Brands im Artushof oder Meister Pauls Anbetung der Könige im Stadtmuseum, so bemerkt man bald hinter dem äußeren Aufruhr der Falten eine innere

Teilnahmlosigkeit, und bei den Danziger Barockmalern Anton Möller, Daniel Schultz und Andreas Stech findet man diese Wahrnehmung wiederum bestätigt. Es liegt wohl weniger im Mangel an geeigneten Künstlern als in der gleichmütigen Natur der Bevölkerung begründet, daß ein so hinreißendes Wunderwerk der Malerei, wie Hans Memlings Weltgericht, das als Raub eines Danziger Schiffshauptmanns schon 1473 nach Danzig gelangte und heute noch der stolzeste Besitz der Marienkirche ist, dort niemals Schule gemacht hat. Der lebenswürdige Meister von Brügge war rheinischer Abstammung; daher die sorglos heitere Ausdrucksweise und seine Anpassungsfähigkeit an die großen niederländischen Zeitgenossen, die im Danziger Altar anschaulich zur Geltung kommen. Möller, der „Maler von Danzig“, behandelte im Jahre 1602 den gleichen Bildstoff in einer großen Wandmalerei des Artushofs und schuf ein qualvoll gekünsteltes Gegenstück zum Memling mit üppigen Übertreibungen, hinter denen man Geist und Seele vermißt. Immerhin, in der bezaubernden Halle des Artushofs erhielt auch sein Jüngstes Gericht eine schmückende Note. Dieser Raum steht einzig da in der Baugeschichte des Mittelalters. Vier schlanke Pfeiler tragen sein gotisches Gewölbe, und die Anfüllung mit Malerei und Schnitzwerk, alten Schiffsmo-  
 delln und einem riesenhaften, bunten Kachelofen spiegelt den Festesglanz altüberkommenen Reichtums. Im Jahre 1350 wurde dieser Saal von der vornehmen Georgsbrüderschaft erbaut für geselliges Leben und zünftige Spiele. Noch heute wird der Artushof zu Tagungen und feierlichen Empfängen benutzt, und wer hier einmal ein Essen als Gast der Stadt an den mit Blumen, Kerzen und dem Ratssilber geschmückten Tafeln mitmachen durfte, wenn von der Rampe Tonstücke von Mozart erklangen und die tausend Dinge der Vergangenheit an den Wänden zu leisem Leben erwachten, der wird dieses malerische Raumerlebnis nie vergessen. Am Alltag aber ist der Artushof Getreidebörse. Nüchterne Tische mit Holzschalen für die Kornproben stehen herum, und die Kaufmannschaft und polnische Juden in ihren Bärten und dunklen Mänteln geben sich hier ein Stelldichein, dessen laute Lebhaftigkeit in seltsamem Widerspruch zu der beschaulichen Einrichtung der alten Halle steht.

Man darf nicht unterlassen, das gepflegte Haus, das sich der Ratsherr Uphagen im Jahre 1776 in der Langgasse erbaute, zu besichtigen. Es ist ein wohlhaltenes Beispiel feiner, bürgerlicher Wohnweise und vervollständigt das Bild der Altdanziger

Raumgestaltung, das man in der Diele und den Sälen des Rathauses zur prunkvollen Wahrnehmung der öffentlichen Würde gesteigert findet. Im ehemaligen Franziskanerkloster, das nun Museum ist, erhält man schließlich noch überraschende Eindrücke von den mannigfachen Proben des alten, heimischen Kunsthandwerks. Die dicke Pracht der barocken Dielenschränke, die mit krausem Zierat überladenen Silberhumpen, die Messingkronen und gebuckelten Blaker, die geschraubten Bernsteinarbeiten und bunten Töpfereien, die in der ganzen Welt als Danziger Kunstgewerbe bekannt sind, lernt man hier in ihrer glänzenden Fertigkeit bewundern. Doch die meisten dieser Gegenstände wird der Mensch der Gegenwart nur noch geschichtlich werten, selten geschmacklich, und kaum einmal als Vorbild. Allein das geübte Auge wird in diesem liebevoll eingerichteten und verwalteten Museum manches edle Stück entdecken, das aus der überwältigenden Sammlung überreich verzierter Dinge herausragt durch die anspruchslose Einfachheit der Form. Selbst das Barocke, das uns sonst durch ein Zuviel von Schmuck und Schnörkelwerk so leicht ermüdet, hat gelegentlich in Danzig besonders feine und durch die Zweckform bestechende Blüten getrieben. Und gerade solche Beispiele von vollendeter Einfachheit werden heute wieder von besonnenen Hütern des Handwerks als Muster bevorzugt. Die wirtschaftliche Not der Welt, die den kleinen Staat doppelt empfindlich trifft, weil er zum Zankapfel der Völker wurde und scharfe Zölle seinen Handel drosseln, bewirkt in einer Art ein Gutes, indem sie zur Abkehr von allem Unnützen der barocken Formensprache treibt. Gute junge Künstlerkräfte sind auch hier bildend am Werk, und aus der herrlichen Landschaft der Stadtumgebung wachsen helle Häuser, die vom neuen Geist des Bauens künden.

In einer alten Gasse steht noch die romantische Schnapsbrennerei „Zum Lachs“, in der das berühmte Goldwasser bereitet wird, mit dem schon Lessing in seiner Minna von Barnhelm bestens vertraut war. Rum und Branntwein spielen an den Wintertagen dieser Zone eine verständliche Rolle. Und wer nach einer Kostprobe des süßen Tranks am Hohen Tor fröhlich die wundersame alte Stadt verläßt und oben die steinerne Inschrift von 1588 liest:

JUSTITIA ET PIETAS DUO SUNT REGNO  
 RUM OMNIUM FUNDAMENTA

der muß wissen, daß der Danziger Volkswitz gern und aus guten Gründen von diesem Spruch nur die zweite Zeile gelten läßt.

# Fastnacht in Elzach, Villingen und Überlingen

VON HERMANN ERIS BUSSE



Photos : Hehmke-Winterer

*Elzacher Schuddig  
mit selbstgeschnittener Holzmaske;  
an der Peitsche eine Schweinsblase.*

Wenn Weihnachten gerade eben verklungen ist, der Dreikönigstag mit seinen würdigen Gestalten das schönste Fest des Jahres beschlossen hat, da macht sich mancher Mann einmal hählings an den Kleiderschrank und befühlt sein „Narrenhäs“, ob es die Motten nicht gefressen haben, ob es auch sonst nicht von den Strapazen der tollen Tage im Vorjahr zu auffällige Zeichen trägt und erneut werden muß. Von Stund an, da die Hand am närrischen Sach gerührt, bleibt's im Sinnen und Trachten des sonst ganz würdigen Bürgers unruhig, da pocht etwas im Blut, das heraus will. In den Landschaften am Oberrhein, besonders stark da, wo die Leute katholisch sind, wird die Fastnacht nach uralten Sitten noch gefeiert. Es gibt eine Reihe von historischen Narrenstädten, die gern das Jahr über in den Dornröschenschlaf tauchen, soweit das heute noch im Zeitalter des Lärmes möglich ist, wo, wie ein boshafter Narrenmund sagt, von Pfingsten bis Fastnacht an die nächstkommende Fastnacht, und von Fastnacht bis Pfingsten an das letztvergangene Treiben gedacht wird. Nun, halb so schlimm!

Am Sinn der Fastnacht wird viel herumgerätselt. Der Mummen-schanz ging unbedingt aus Menschenfurcht vor den Naturgewalten hervor, er war stets ein wildes Spiel gegen den Tod, ein Zauber gegen böse Vernichtungsgeister, indem man ihre schrecklichen Gestalten nachzuahmen und sie damit zu verscheuchen suchte aus dem nun dem Winter entwachsenden Tag. Auf der Schwelle der Jahreszeiten bekämpfen sich Tod und Leben. Und die Menschen, deren Sinn noch nicht durch Großstadtleben und Landschaftsferne abgestumpft ist, die bodennah und naturgebunden leben, wie es am Oberrhein, diesem Bauernland und Land der kleinen Städte noch möglich ist, sie beunruhigt noch der Ursinn der Fastnacht. Die Zeit hat natürlich das Ihre





dazu getan, indem sie die verborgene Völkererinnerung überdeckte mit vielen anderen Zutaten und Deutungen, so daß man kaum den Ursprung des Brauches wiederfindet.

Das Gefühl des Ursprünglichen mit allem augenscheinlich Schreckenden, das Gefühl des Mythischen fällt uns am wildesten an bei der Fastnachtsfeier in Elzach.

Elzach liegt im schönen Breisgau, im Tal der Elz, des hurtigen Schwarzwaldkinds, und ist ein kleines heimeliges Städtchen bauerlichen Ansehens mit gutem Handwerkerstand und etwas Industrie. Alljährlich an der Fastnacht geht eine Freude um, und obschon von der ganzen Umgebung die Zuschauer herbeiströmen — vom Schwarzwald herunter und aus den Tälern die Bauern, aus Freiburg, Offenburg und Emmendingen und noch weiter her die Städter — wird dem Elzacher Schuddig nichts von seinem eingeborenen Wildenmannswesen genommen. Da sausen die brüllenden Kerle durch die Gassen und Straßen mit großen Narrensprüngen. Feuerrot ist das Narrengewand und zottlig wie ein Bärenfell. Auf dem Kopf tragen sie einen merk-



Photo : Helmke-Winterer

Die Tracht der Elzacher Schuddignarren ist feuerrot und zottlig wie ein Bärenfell; die Holzmasken sind von ihren Trägern meist selbst geschnitzt worden. Der Dreispitz ist aus Stroh und mit Schneckenhäuschen und Wollbüscheln besetzt.



Photo: Helmke-Winterer

*Elzacher Schuddigg belchren den „Narrensamen“ (die Kinder).*

würdigen Hut, einen Dreispitz aus Stroh, an dem Schneckenhäuschen in Reihen befestigt sind, die bei jedem Schritt aneinanderklirren. Der Hut hat Gewicht, auf den drei Spitzen sitzen dicke Woll- oder Papierrosen. Eine schwere, handgeschnitzte Holzmaske wird seitlich am Hut mit Lederriemen festgeschnallt. Ein grünes Filztuch deckt die Lücke zwischen Brust und Maske, so daß es unmöglich ist, den Träger eines Schuddiggkostüms zu erkennen. Es gibt einen Maskenschnitzer in der Stadt, der ein echter Volkskünstler ist; aber viele der Schuddiggnarren schnitzen sich ihre Masken selber; sie legen sich einen Vorrat an, sie tauschen mit andern aus. Es gibt sehr alte Masken darunter, vom Urahn vererbt, so die aus einem Aststück geschnitzten „Langnasen“. Sie haben je nach ihrem Ausdruck Namen. Die Bärenlarve heißt das „Bärefriß“, eine Larve, die den Tod vorstellt, das „Totengfriß“, eine lächelnde, glatte Larve heißt das „Mundle“, eine überaus häßliche Schreckmaske die „Lätsch“. Eines gilt: die verzerrten, abschreckenden, dämonischen Fratzen sind bevorzugt.

Am Fastnachtmontag, früh ums Morgenrauen, eilen die roten Schuddigg — vor dem Betzeitläuten hängt die Maske auf der Brust — mit ihrem charakteristischen Knurren aus den Häusern auf die Ladstatt vor dem Städtchen. Es ist unheimlich: dunkel, neblig, kalt. Gesprochen wird kaum. Die Taganrufer kommen: Männer mit hohen, spitzen Hüten, wie sie die Zauberer im Märchen tragen, mit schwarzen Brillenmasken vor den Augen, in weißen, mit bunten Bändern benähten Kitteln steckend, mit ihnen der alte Nachtwächter mit der Laterne und sein hexenhaftes Weib. Eine ungeheure Spannung erfüllt die Männer, drunten harrt ihrer das ganze Städtchen. Das Narrenbuch, großmächtig, wird sorgsam behütet, ein Mattendatscher wird mitgeführt, um später als Lesepult für das Buch zu dienen. Die Taganrufer tragen zuweilen Fackeln. Jetzt läutet's Betzeit. Kaum verhallt der letzte Ton, nesteln die Schuddigg die Masken vors Gesicht, fassen die Farrenschwänze fester, an deren Ende eine Schweinsblase sitzt, und nun beginnt das halb mit Furcht, halb mit Spannung von der gan-



Photo : Hehmke-Winterer

Der „Narrensamen“ wird dem Fastnachtszug vorangetragen von Frauen aus dem Elz- und Simonswäldertal.

zen Stadt erwartete Taganrufen. Der Nachtwächter singt eintönig sein altertümliches, recht derbes Lied. Man zieht vor bestimmte Häuser, und der Wächter liest aus dem Narrenbuch die gereimte „chronique scandaleuse“ des vergangenen Jahres vor. Da kommen oft peinliche Ereignisse an den Tag, man nimmt kein Blatt vor den Mund. Jede dieser Feststellungen begleiten die roten Teufel, die Schuddig, mit unnachahmlichem Geknurr (den Schuddigbrüll lernt nur, wer ihn von zarter Jugend auf als „Narrensamen“ übt) und mit rhythmischem Schlagen der Schweinsblasen auf den Boden. In den Tagen bis zum Aschermittwoch morgen ist dann das nun entspannte und gewissermaßen von unliebsamen Geheimnissen gereinigte Städtchen einem riesigen Bienenschwarm gleich in surrender, lodender, wilder, leidenschaftlicher Bewegung. Arm und reich, alt und jung beteiligt sich am Narrenlaufen. Die Lust übertäubt alle Sorgen und Ängste. Es ist wahrhaft ein dämonisches Spiel wider den Tod. Am Aschermittwoch tritt dann die

fromme Stille der Fastenzeit ein. Die Fahne der Narrenzunft, die zu Beginn der Fastnacht feierlich aus dem Rathaus gehängt wurde, verschwindet wieder auf ein Jahrlein.

Weniger ursprünglich, jedoch überaus lebhaft und man kann sagen geistvoll geht's in Villingen her, der mittelalterlichen Stadt mit Mauern, Toren und Türmen. Der Villinger Hansele sieht gegen den Elzacher nobel aus, herrenmäßig, höfisch. Er trägt ein weißes, mit Tiergestalten bemaltes Häs, eine große Krause um den Hals, schöne, bunte Halstücher, an zwei breiten Lederriemen über die Schultern bis zu den Hüften herab hängen mit gutem Gewicht Rollschellen aus Bronze, die beim Narrensprung, eine turnerische Leistung, gehörig Lärm machen. Statt des Farrenschwanzes trägt der vornehme Villinger Narro ein Holzschwert. Seine Maske, hier Schemme genannt, lächelt glatt und freundlich, ein wenig spöttisch unter der Perücke. Ein buschiger Fuchs- oder



Photo : Helmke-Winterer

*In Villingen kommt der Narro mit Holzschwert, Rollschellen und lächelnder Maske.  
Die kleinen Begleiterinnen tragen die Alt-Villinger Bürgertracht.*



*Villingen Hansele mit Rollschellen aus Bronze und in handbemalter Tracht.  
Am Kopfe hängt der unvermeidliche Fuchsschwanz.*

*Photos: Hehnke-Winterer*



Photo: Helmke-Winterer

Villingeninnen in der alten Bürgertracht mit der schönen Radhaube und den eigenartigen „Schemmen“ (Masken).

Marderschwanz fällt vom Scheitel herab. Gern zeigt sich der Narro in Begleitung eines „Mäschgerlis“, eines Mädchens oder einer Frau in der Alt-Villingen Bürgerinnentracht mit der schwäbisch-alemannischen Radhaube, wenn er nicht gerade in schellendem Gruppenlauf durch die Gassen eilt, um zu „strählen“, das heißt Bekannte zu hänseln, ihnen oft nicht ganz angenehme Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, alles mit dem lebenswürdig spöttischen Schemmenlächeln. Abart des schönen Villingen Narro sind die ebenfalls die Stadt durchrennenden „Wuscht“, mit Stroh ausgepolsterte, durch Rückenbretter geschützte Gesellen, an denen die Jugend ihren Übermut mit Schneebällen kühlen darf. Es sind wohl die Sinnbilder der bösen Wintergeister, die man in ihnen aus den Stadttoren jagt. Auch Villingen ist zur Fastnachtszeit das Ziel

einer Völkerwanderung vom Schwarzwald herab aus den abgelegensten Tälern, zumal die Bauern hungrig sind auf Geselligkeit und Schaufreude nach der langen Wintereinsamkeit in hohem Schnee.

Die dritte berühmte badische Narrenstadt ist Überlingen am Bodensee. Ein stiller Winter mit viel Nebel überm grauen See vergeht, die Kurgäste kommen erst im Sommer wieder, Strandpromenaden und Kurpark sind verödet. Der Überlinger Bürger trinkt geruhsam seine Schoppen, die wunderschöne alte Stadt ums Münster her traumelt dem Frühling entgegen, der hier im Nizza des Bodensees früh sich zeigt. Da plötzlich, wenn es gegen den „schmotzige Dunschtig“ zugeht, dem Auftakt der Fastnacht, rumort's auf allen Plätzen. Eigentümlicher Lärm hallt durch die Stadt, er



*Villinger Wuscht. Der Wuscht ist eine Abart des Villinger Narro, von oben bis unten wohl ausgepolstert und durch breite Bretter noch einmal geschützt, springt er mit wildem Geschrei durch die Straßen der Stadt und wird von groß und klein, vor allem von der Jugend, mit Schneebällen heftig beworfen.*

*Villinger Fastnachtszug: in unermüdlichem Lauf durchziehen Einzelmasken und paarweise geordnete Züge die Stadt.*

Photos:  
Helmke-Winterer





Photos: A. Lauterwasser, Überlingen

*Karbatschende Hänsele in Überlingen; in ihrer Fransentracht herrscht die schwarze Farbe vor; die Gesichtsmaske zeigt einen langen Rüssel aus schwarzem Samt.*

kommt von den Übungsplätzen der Karbatschenknaller her. Auf die Fastnacht muß das laufen, und es ist keine kleine Kunst, es kostet ordentlich Muskelschmalz, diese riesige Peitsche (4 m) am kurzen Stiel so schwingen zu können, daß sie ein Trommelfeuer von Knallen losläßt, ohne den Schwinger selbst empfindlich zu zwicken. Wie dem Elzacher Schuddig der Farrenschwanz, dem Villinger Narro das Schwert; so gehört dem Überlinger Hänsele die Karbatsche zu. Das Schnellen muß von Jugend auf geübt sein.

Der Überlinger Hänsele sieht elegant aus in seinem Plätzlehäs aus bunten Tuchfransen, das vornehme Schwarz herrscht vor. Die Tracht wirkt ästhetisch schön durch ihre Einheitlichkeit, sie erscheint vom Fußknöchel bis zum Scheitel wie aus einem Stück geschaffen, verhüllt den Kopf vollkommen. Eigentümlich ist die Nase, sie besteht aus einem langen schwarzsamtenen Rüssel. Als Kopfschmuck trägt er den Fuchsschwanz, wie ihn auch der Villinger Narro hat. Mit Glöckchen und Flitter ist das Gewand reich benäht.

Die eigentliche Fastnacht beginnt hier wie auch an manchen anderen Orten mit dem Narrenbaumsetzen am schmutzigen Donnerstag. Fett heißt auf alemannisch Schmutz. Man backt in diesen Tagen fast überall die Kühle im Schmutz für die fest-

lichen Tage. Das Setzen der über haushohen geschälten Tanne auf dem Marktplatz wird sehr umständlich, nach echter Schildbürgerart, vorgenommen. Ehrenwerte, alteingesessene Männer, die in normalen Zeiten dem Stadtrat angehören, fungieren als Narreneltern. Die Narrenmutter ist auch männlichen Geschlechts. Sie geht oder fährt würdig daher in der alten Überlinger Tracht, die mächtige Radhaube, ähnlich wie die der Villinger Bürgerin, schmückt ihr Haupt. Sie lehrt mit dem Narrenvater den Narrensamen (die jungen Überlinger) närrische Zucht und Sitte und sorgt dafür, daß die Kinder mit Brezeln und Würsten reich beschenkt werden. Selten noch wird an der Überlinger Fastnacht der alte, kriegerische Schwertlestanz vorgeführt.

Der Narrenlauf vieler Hänselegruppen durch die engen Seegassen hat etwas unbeschreiblich Reizvolles. Trifft man Bekannte, so wird geschnurrt oder gehehelt, noch eine Spur spöttischer, witziger und zungenfertiger als dies der Villinger kann, der „strahlt“. Immer toller wird Leben und Treiben, die ganze Stadt surrt, summt, lacht, tanzt, trinkt, die Straßen dröhnen, die Plätze sind erfüllt vom Karbatschenknall. Am Aschermittwoch ist der Spuk auch hier vorbei, man geht um elf Uhr mit müden Knien, aber angenehm ausgetobt zum traditionellen Schneckenessen. Und dann wird's wieder

still ein Weilchen, bis der erste Frühlingsdampfer die österlichen Kurgäste bringt.

In all den Narrenstädten mit historischem Treiben, es kommen noch Stockach, Donaueschingen, Hüfingen, Laufenburg, Rottweil dazu, bestehen die Narrenzünfte mit strengen, närrischen Gesetzen und Ehrengerichten. Ein Mißliebiger wird nicht gern gesehen im Hänselekleid, auch Frauen, als Hänsele verkleidet, müssen mit sehr derber Demaskierung rechnen. Da wehrt sich ein uraltes männliches Recht dagegen, denn es ist nicht von der Hand zu weisen, daß gerade in der dämonischen Elzacher Fastnacht der Schuddig ein echter Nach-

fahr der wilden Männer ist, die mit ihrem merkwürdigen Brüllen und ihren Schreckmasken aus dem Wesen des Fruchtbarkeitszaubers überliefert sind.

Wie dem auch sei, solche Fastnachtsfeiern am Oberrhein, vorab im alemannischen Gebiet, sind nicht allein für den harmlosen Zuschauer ein Erlebnis, Volkstumsforscher und Künstler spüren hier weit Urigeres heraus, sie ahnen das Elementare der Menschheitserlebnisse überhaupt. Sie sind von Grund auf anders als die heutigen Faschingsfeiern und der Karneval gewisser deutscher und italienischer Städte.



Photo: Hehmke-Winterer

*Aus der ganzen Umgegend kommen während der Fastnachtstage die Bauern und auch die Wälderinnen in die Stadt, um dem Fastnachtstreiben zuzuschauen. Schwarzwälderinnen aus Schapbach, Neustadt und Tennenbronn.*



Photo: Hürtmann

Am Col de Bavella, im Hochland Korsikas

## Die korsischen Banditen

VON AXEL VON GRAEFE

In einem kleinen Dorf auf der bergigen Mittelmeerinsel Korsika spielen zwei Jungen das Spiel „Bandit und Polizist“; es endet wie gewöhnlich mit zerrissenen Kleidern, zerschundenen Knien und einem verletzten Auge sowie mit einer Tracht Prügel von wohlwollender Elternhand. Da geht ein Ausrufer durch die Straßen und verkündet mit lauter Stimme: „ein Portemonnaie gefunden“, und — „der Film ‚Spada‘ bei Strafe verboten“!

Zu gleicher Zeit werden in Marseille mehr als 500 Mann Polizeitruppen mit sechs Panzerautos, einem Tank, Maschinengewehren und Polizeihunden verladen. Der Kapitän des „El Djem“ erhält in verschlossenem Brief Marschroute nach Ajaccio, der Geburtsstadt Napoleons. General Huot ist bereits im Wasserflugzeug vorangeflogen. Was geht

hier vor sich, fragte man, als vor einigen Wochen diese Nachrichten durch die Presse gingen?

Dem Räuberwesen auf der „Ile de beauté“ soll ein Ende bereitet werden. Der Bandit Spada steht mit mehr als einem Dutzend Morden an der Spitze der schwarzen Liste, die nach sechs Monate langer Arbeit der Polizisten etwa zweihundert Personen zur Verhaftung vorsieht; es folgen: der ehemalige Polizist Bornéa, zwei Offiziere Bartolis, der junge Caviglioli und Torre. Eigentlich will man nur diese sechs Prominenten unschädlich machen, nachdem der Onkel Cavigliolis und Bartoli, zwei besonders berüchtigte Banditen, tot sind.

„Tant de bruit pour une omelette“, sagt man in Korsika, wo die Expedition als Kränkung empfunden wird, weil man seine Sachen dort lieber



*Korsischer Hirtenjunge*

allein regelt. Zwei Dinge haben anscheinend den letzten Anstoß zu der großen Ausdehnung des Unternehmens gegeben: Die „Schlacht“ bei Bologna am 31. Oktober 1931 und ein geharnischter Artikel in der französischen Presse. Nicht allzuweit nördlich von Ajaccio, auf dem Wege nach Evisa, hat sich die Schlacht abgespielt. Ein Polizeioffizier und ein Mann wurden im Auto erschossen, zwei weitere Polizisten verwundet; aber Caviglioli fiel gleichzeitig einem persönlichen Feinde zum Opfer; er teilte das Schicksal der meisten Banditen, die nur selten den Hütern des Gesetzes unterliegen. Darum heißt es in dem erwähnten Artikel: Ein Richter, der einen Banditen verurteilt, erkrankt alsbald und findet keinen Nachfolger; die Geschworenen nehmen Verwandtenrücksichten: „car en Corse on est toujours le cousin de quelqu'un“. Caviglioli war ein Gangstertyp, an dem Al Capone seine Freude gehabt hätte. Ihm unterstand der südwestliche Teil der Insel, wo er angeblich aus der Holzkohlenherstellung und dem Transportwesen Abgaben von mehreren 100000 Franken zu erzwingen verstand! Als „bandit d'honneur“ wurde er Anfang November 1931 feierlich begraben. Wenige Tage darauf wurde Bartoli durch einen Holz-

exporteur, von dem er Geld erpressen wollte, in einen Hinterhalt gelockt und erschossen, unmittelbar bevor die Truppen aus Marseille eintrafen. Zu seinen echten Gangsterstreichen gehört die jüngste Korrespondenz mit dem Hotel Continental in Ajaccio: Bartoli fordert 20 000 Franken, die er dringend brauche; im Falle der Nichtzahlung werde — so schreibt er — das Hotel in Brand gesetzt werden. Das bereitete den Gästen des Hotels eine unruhige Nacht, verursacht durch ein Gefühl der Unsicherheit und durch die dröhnenden Schritte der herbeigezogenen Polizeiwachen. Man kann die Empörung des bereits erwähnten Artikelschreibers, der sich unter den Hotelgästen befand, verstehen, auch wenn die Ausführung der Drohung unterblieb. Das Hotel ließ dem Banditen sagen, er möge seine Forderung auf die bessere Jahreszeit, im Frühjahr, vertagen. Damit ist Bartoli einverstanden; er empfiehlt dem Hotel, die Garde zu entlassen und schreibt, es werde nichts passieren . . . „je vous donne ma parole d'honneur (!). Soyez raisonnable pendant la bonne saison et je serai sincère avec vous!“ Unterschrift: „Le bandit Bartoli!“ — Für Vernunftgründe haben diese neuzeitlichen Banditen offenbar Verständnis!

Aber, in anderen Fällen kannte Bartoli keine Rücksicht; so waren seine regelmäßig mitgeführten Waffen: Parabellumpistole, Militärgewehr und Handgranaten schon fünfzehn Menschen zum Verhängnis geworden. Ebenso rücksichtslos war er gegen sich selbst. Man erzählt sich von ihm folgende Geschichte: Bartoli mußte sich einer ernstesten Operation unterziehen. Er fürchtete, daß er im Krankenhause Schaden leiden könne. Darum kaperete er auf der Landstraße ein Auto mit angesehenen Bürgern aus der Hauptstadt. Von diesen ließ er sich zum Arzt bringen. Während der Operation hielt er eine schußfertige Pistole in der Hand, mit der er den Arzt und seine Geiseln bedrohte. Nach vollendeter Operation brachten dieselben Bürger Bartoli wieder in die Berge dorthin, wo er zuvor eingestiegen war!

Man kann sich vorstellen, daß ein Feldzug gegen derartige Gegner nicht leicht ist. Darum das große Aufgebot aus Marseille und ein gleiches Heer von Polizisten aus Korsika, zusammen über tausend Mann, die dem General Fournier, dem Militärgouverneur von Korsika unterstehen. Bei strömendem Regen werden die Zugangsstraßen der Insel besetzt, Kriegsschiffe bewachen die Küste, Militärflugzeuge treten in Aktion. Man beginnt ein Kesseltreiben gegen die verlassen Gebirgsgegenden, in denen man die Hauptstützpunkte der

Banditen zu wissen glaubt. Auf kaum fahrbaren Straßen rücken die Truppen in die rauhen Berge, die aus roten Granitblöcken getürmt sind. Das Dorf Palneca wird besetzt, außer zahlreichen Verwandten und Freunden Bartolis nimmt man den Bürgermeister gefangen. Hirten, die auf einsamer Höhe wohnen, werden in Haft genommen, weil sie die mit Recht gerühmte korsische Gastfreiheit auch dem Banditen nicht zu versagen pflegen. Den Hirten ist es übrigens zuzuschreiben, daß die noch vor wenigen Jahrzehnten fast überall bewaldete Insel heute nur noch wenige große Forsten kennt, wie z. B. bei Zonza, Bocagnano und Evisa, oder am Col de Verde, dem ehemaligen Machtbereich Bartolis. Man muß jetzt schon die Olivengärten und die lichten Bestände alter Kastanien als „Wald“ bezeichnen, wenn man sagen will, die Insel sei zur Hälfte bewaldet. Die übrigen Berghänge tragen — abgesehen von ein paar Weingärten oder Zitronenpflanzungen — nur ein undurchdringliches Gebüsch, bestehend aus Zistrose, Mastixbaum und anderen Gewächsen



*Korsische Brotbäckerinnen im Gebirge*



*Bei diesem Eremiten in den Bergen bei Ajaccio suchte ein Bandit Zuflucht und gestand, nachdem er aufgenommen war, einen soeben begangenen Mord.*

jener südlichen Gegenden. Die Hirten zünden in der trockenen Jahreszeit ihr Weideland an, um aus der Asche verbrannter Gräser fruchtbaren Dünger zu gewinnen. Das Feuer macht aber nicht halt vor den Wäldern. Wo es gebrannt hat, wächst in ein paar Jahren der Busch einen, zwei, drei Meter hoch, bis auch er wieder ein Opfer der Flammen wird, ein Opfer, das sich alsbald wiederholen kann. So ist denn unter der Brandfackel der Hirten die mit dichtem Busch bekleidete Berglandschaft kennzeichnend für große Teile der Insel geworden. Der Busch, welcher nach einem Zistrosenstrauß der „maquis“ oder die „macchia“ genannt wird, bietet nicht nur Wildschweinen, Berghühnern und Wachteln gute Deckung, sondern dient vor allem auch den Banditen als sicherster Schutz.

Zwei Arten Banditen müssen wir unterscheiden: die einen, die dem Gesetz der Blutrache nachkommen und eine Ehrenkränkung rächen, die sich aber dann in die Einsamkeit der Berge zurückziehen; dort fristen sie ein unruhiges Leben, gehetzt von den Angehörigen des Getöteten und geschützt von ein paar guten Freunden. Manchen von ihnen gelingt es, durch Schutz der Armen oder Beseitigung von Verbrechern den Ruf als Ehrenbandit und die Rückkehr in ein geordnetes Leben zu erreichen. Diesen Banditen gilt der Krieg nicht; es heißt sogar, daß einem ihrer heute seltenen Vertreter, dem Banditen Michaeli, Freiheit von behördlicher Seite zugesichert sei. — Die Banditen dagegen, die man ausrotten will, folgen dem Beispiel von Bellacoscia, Saetta und Romanetti; sie

sind geniale Erpresser, welche die Insel nach Bezirken unter sich verteilen und im Großen wirtschaftliche Abgaben erzwingen, Konferenzen in Hotels abhalten und vor allem Wahlen finanziell ausbeuten und entscheidend beeinflussen. Eine kleine Geschichte, die erst kurze Zeit zurückliegt, mag uns ihren Werdegang zeigen:

Zwischen den Leitern von zwei bedeutenden Postautolinien bestand Konkurrenzneid. Ein Chauffeur der weniger erfolgreichen Linie suchte den Rivalen dadurch zu schädigen, daß er wiederholt die Pneus von dessen Autos zerschob. Dafür wurde er eines Tages um die Mittagstunde in der Hauptstadt Ajaccio auf der Straße von seinem Gegner erschossen. Einige Wegstunden von Ajaccio entfernt liegt in den Bergen die verlassene Wohnung eines Eremiten. Am späten Abend jenes Tages wird der Eremit aus dem Schlaf gestört und gefragt, ob er einen Mann über Nacht beherbergen wolle. Bereitwillig öffnet er die Tür in der Annahme, einen verirrtten Jäger vor sich zu haben. Da hört er im dunklen Busch einen Freudengesang aus rauhen Männerkehlen. Dunkle Ahnungen überkamen den Eremiten, die ihm später Gewißheit wurden. Er hatte den Mörder beherbergt, und wurde eine Nacht von dessen Freunden „beschützt“. So sieht der Weg des Banditen aus, und kein Korse wird ihm diesen Weg versperren, sei

es aus Furcht vor den blutigen Folgen oder nicht selten aus Verständnis für korsische Temperamente und uralte Auffassungen. Darum hat auch trotz wochenlanger Anstrengungen das große Waffenaufgebot keinen führenden Banditen zu Fall gebracht. Man hat das Haus des Banditenkönigs Spada, das frühere Eigentum seines großen Lehrmeisters Romanetti, in beherrschender Lage über dem Golf von Lava besetzt, hat Spadas Geliebte, Antonia Lecca, und deren Angehörige ebenso verhaftet wie viele andere Verwandte und Freunde der anderen Banditen. Aber die Gesuchten hat man lediglich aus ihren Dörfern und Residenzen vertrieben. Damit ist der Feldzug eigentlich gescheitert, und es fehlt nicht an Spöttern in Korsika, die sagen: Gut, daß es Drosseln im Busch gibt, auf welche die Polizisten schießen mögen.

Es mag sein, daß die verkleinerte Polizeitruppe, die man in den wichtigsten Dörfern jetzt noch belassen hat, durch Aushungern und gründliche Spürarbeit mit der Zeit noch Erfolge erringt. Aber den „Ehrenbanditen“ wird auch keine Polizeitruppe ausrotten, solange es — um mit Napoleon zu sprechen — Korse gibt. Ihre internen Angelegenheiten kümmern uns auch nicht. Nur darum geht der Kampf, ob die „Gangstertypen“ auf europäischem Boden bestehen bleiben oder nicht. Doch was wäre die Macchia ohne diese Banditen?



*Eremit und Jäger bei Ajaccio*

*Photos: Axel von Graefe*



*phot. A. von Graefe*

*Dorf und Festungsturm Nonza am Cap Corse*



# Ali Pascha von Janina

Der letzte asiatische Despot in Europa

VON FRANZ SPUNDA

Der Schauplatz der Taten Ali Paschas ist das nördliche Griechenland, der Epiros und das heutige Albanien. Diese unwirtlichen Bergländer wurden im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert, deren oberster Verwalter, Wali, die Bewohner, Albaner und Griechen, von Monastir aus regierte. Diese Regierung war aber nur eine Scheinherrschaft, in Wirklichkeit lebten wenigstens die Griechen in völliger Unabhängigkeit. Jedes einzelne Dorf war eine Festung und lebte in ununterbrochenem Kampfe mit den türkischen Paschas und Beys, die mit ihren Söldnern auf Beutezüge auszogen, um den an den Sultan abzuliefernden Tribut zusammenzubringen.

Den Paschas war es aber auch darum zu tun, sich selbst zu bereichern, und so lebten sie in dauernder Fehde untereinander. Der Sultan mischte sich da nicht ein und sorgte nur dafür, daß keiner von ihnen zu mächtig werde. Ali Pascha war der einzige Machthaber auf dem Balkan, der diese Politik der Hohen Pforte ernstlich gefährdete und der Despotie der Sultane eine gleichstarke Despotie entgegenzusetzen wagte. Ein Sieg Alis hätte die Türkei vernichtet und die Weltpolitik Europas in andere Bahnen geleitet.

Der Mann, der den Südosten Europas erschütterte, eine der grausamsten Gewaltnaturen des vorigen Jahrhunderts, wurde im Jahre 1744 in Tebelen im heutigen Albanien als Sohn eines mohammedanischen Beys geboren. In seiner Familie war Mord eine althergebrachte Sitte. Sein Vater Wely war dadurch zur Macht gekommen, daß er seine beiden älteren Brüder im väterlichen Hause lebendig verbrannte. Seine Mutter Khamko vergiftete nach dem Tode ihres Gatten Welys Nebenfrau und deren Kinder, wodurch sie Alleinerbin wurde. Im Alter von fünfundzwanzig Jahren sammelte sie eine Schar verwegener Gesellen um sich, mit denen sie Raubzüge bis weit nach Bosnien und Thessalien unternahm.

In dieser Atmosphäre wuchsen also Ali und seine jüngere Schwester Chainitza auf.

Nur einmal wurde das Räuberidyll durch ein Mißgeschick unterbrochen. Auf einem Raubzuge gegen die Dörfer Kormowo und Gardiki geriet Khamko in einen Hinterhalt und wurde samt ihren Kindern gefangen. Sie wurden als Sklaven verkauft

und mußten die ärgsten Mißhandlungen erdulden, bis ein reicher Christ, Malikow, gerührt von ihrer Schönheit, die Räuberin loskaufte und nach Tebelen heimschickte. Ali aber konnte es später nicht vergessen, daß man ihn einmal gedemütigt gesehen hatte; als er zu Macht gekommen war, ließ er seinen Lebensretter vergiften.

Khamko dachte von nun an nur an Rache und erzog ihren Sohn in diesem Sinne. Ali zeigte sich als gelehriger Schüler. Schon mit vierzehn Jahren war er der geschickteste Hammeldieb, der eine Schar gleichaltriger Burschen um sich gesammelt hatte. Mit diesen wagte er sogar einen Angriff auf Kormowo, wurde aber zurückgeschlagen. Voll Wut fuhr ihn die Mutter, die gerade eine Spindel in der Hand hielt, an, als er heimkam: „Nimm das und gib mir die Waffen! Du taugst nur zum Spinnen und für den Harem“.

Diese Schande vertrieb Ali aus Tebelen. Er zog zu neuen Heldentaten aus und wurde Wegelagerer im Pindusgebiet. Aber auch hier hatte er wenig Glück, denn er geriet an die Soldaten des Kurd Pascha, wurde gefangen und sollte gehenkt werden. Aber der Pascha, der in der Jugend mit Alis Vater befreundet und auch Khamkos Liebhaber war, schenkte ihm das Leben und behielt ihn in seinem Serail. Das war nun für Ali die hohe Schule der damaligen Balkanpolitik. Kurd war ein Meister aller Listen und Schliche, und Ali konnte von ihm lernen, wie man Gewalt mit Schlaueit verbinden müsse, um den Gegner niederzuringen.

Ali gewann die Gunst seines Beschützers in solchem Grade, daß dieser für ihn eine reiche Braut aussuchte. Mit vierundzwanzig Jahren heiratet Ali die schöne Emineh, die Tochter des Pascha von Delwino, Kapelan, und macht sich dadurch von Kurd unabhängig. Doch diese Stellung, die nur eine zweitrangige ist, genügt ihm bald nicht; er will Pascha werden, und wäre es auch über Leichen hinweg. Also denunziert er seinen Schwiegervater, daß dieser infolge des damals ausgebrochenen russisch-türkischen Krieges Unruhen im Lande vor habe und einen Aufstand der Griechen unterstütze. Dies findet beim leichtgläubigen Sultan Glauben, und der Kopf des unschuldig Verdächtigten muß fallen.

Doch für Ali bleibt die erwartete Belohnung aus.

Ein anderer Ali, der von Argyrokastro, wurde Pascha von Delwino. Ali greift also zur List. Er bietet dem neuen Pascha die Hand seiner Schwester Chainitza an, und die Hochzeit wird gefeiert. Doch schon nach einigen Tagen schlägt er ihr vor, ihren Gatten zu vergiften. Chainitza lehnt mit Entsetzen ab. Hingegen zeigt sich Soliman, der Bruder des neuen Paschas, für diesen Plan empfänglich und willigt ein. Als der Pascha einmal nichtsahnend sich nach dem Mahl in sein Zimmer zurückzog, drangen Ali und Soliman ein und streckten den Schlafenden durch Pistolenschüsse nieder.

Auf den Lärm hin eilt Chainitza herbei und findet ihren Gatten in seinem Blut. Hohnlächelnd stehen die beiden Mörder daneben. Ohne sich um das Wehgeschrei Chainitzas zu kümmern, wirft ihr Soliman seinen Pelz um die Schulter, was nach dem Brauch des Landes bedeutet, daß er sie zu seiner Frau erwählt. Noch hat das Opfer sein Leben nicht ausgehaucht: vor den Augen des Sterbenden muß Chainitza die Gattin des Mörders werden.

Aber auch zum zweitenmal wurde Ali um die Früchte eines Verbrechens betrogen. Nicht er, sondern der alte Selim Bey wurde zum Pascha ernannt, ein Mann, der durch seine Gerechtigkeit allseits beliebt war. Ali verstand es nun, sich bei ihm einzuschmeicheln. Der kinderlose Greis fand Gefallen an dem jungen Mann und behandelte ihn wie einen eigenen Sohn. Doch Ali dachte nur daran, ihn zu verderben, und wieder war Denunziation das einfachste Mittel dazu. Ali berichtet nach Stambul, daß Selim insgeheim Handel mit den Venezianern treibe, was damals verboten war. Der plump angelegte Schurkenstreich glückte. Der Sultan übersandte dem Angeber einen Firman mit dem Auftrage, den Angeklagten so rasch wie möglich zu beseitigen.

Nichtsahnend geht Selim zu seinem jungen Freund, um den Kaffee zu schlürfen und das Nargileh zu rauchen. Ein heiteres Gespräch ist im Gange. Da läßt Ali seine Tasse wie zufällig auf das Taburett fallen. Das ist das verabredete Zeichen für die hinter den Vorhängen lauenden Meuchelmörder, die sich auf den sprachlos Dastehenden stürzen und mit ihren Dolchen durchbohren.

Nun endlich sieht Ali seine Pläne verwirklicht. Der Sultan übergibt ihm die Verwaltung von Trikkala in Thessalien und ernennt ihn zum Derwendschî-Pascha, zum obersten Verwalter der Straßen. Da ist Ali als ehemaliger Straßenräuber Fachmann und kann seine Talente als Räuber und zugleich als Beschützer der Angefallenen entfalten. Die eine Truppe überfällt, die nächste befreit. So ist es abgekartet, ein einfaches Geschäft, das sicher ist und

viel einbringt. Aber mehr als darüber freut sich Ali über das Recht, eine Truppe von viertausend Bewaffneten zu halten, eine Prätorianergarde. Jetzt kann er daran denken, seine ehrgeizigen Despotenträume zu verwirklichen.

Bevor er sich als Pascha in Trikkala einrichtet, geht er in seine alte Heimat, um mit seinen Feinden aus der Jugendzeit abzurechnen. Darüber erzählt er mit eigenen Worten: „In diesen Sommertagen beendigte ich stets meine Jagdausflüge durch eine Rast im Schatten der Bäume, welche die Botscha säumen. Alle wußten, daß ich jeden Abend dort lagerte. Einer meiner Vertrauten riet nun meinen Feinden, daß es leicht wäre, mich dort zu überraschen. Er fand geneigtes Gehör, und ein Anschlag auf mich wurde vorbereitet.

Ich brachte verstohlen eine Ziege an meinen Lagerplatz, fesselte sie, verband ihr das Maul und bedeckte sie mit meinem Mantel. Dann schlich ich auf Seitenwegen nach Hause. Ich war noch unterwegs, da hörte ich etwa ein Dutzend Gewehrschüsse knallen. Ohne Zweifel, man ermordete — meine Ziege! Schon wollten sie sich auf die Leiche stürzen, doch meine Leute, die hinter Büschen saßen, brachen hervor und hinderten sie, den wahren Sachverhalt zu erkennen.

In Tebelen rief man durch die Gassen: ‚Ali ist tot, wir sind ihn los!‘ Ich versteckte mich, auch meine Mutter wußte nichts von allem, und ich vernahm ihr lautes Jammern um den toten Sohn. Die ganze Stadt geriet in einen Freudentaumel, und alles war betrunken. Doch um Mitternacht brachen meine Getreuen hervor und hieben die ärgsten meiner Widersacher nieder. Von nun an gehörte Tebelen mir.“

Nach diesem Streich läßt er sich in Trikkala nieder und beginnt Thessalien zu brandschatzen. Die ihm zugebilligte Truppenmacht erhöht er willkürlich auf das Doppelte und hat so eine Kerntruppe, mit der er alles wagen kann. Doch er wartet noch zu. Sein Hauptaugenmerk ist vorläufig darauf gerichtet, in Stambul gut angeschrieben zu sein. Fast die Hälfte seiner Einkünfte verwendet er zur Bestechung der Wezire.

Bald genügt ihm Thessalien nicht mehr. Er will seine Talente in seiner eigentlichen Heimat entfalten und giert nach dem reichen Paschalik von Janina. Um einen Grund zum Eingreifen zu haben, zettelt er durch seine Leute allenthalben im Epiros Unruhen an, die der schwache Pascha von Janina nicht unterdrücken kann. Ali erscheint mit seinen Armatolen wie ein Engel der Gerechtigkeit auf dem Schauplatz und vertreibt den bisherigen Pascha. Der Sultan ist damit einverstanden und belohnt Ali

mit einem Firman, der ihm das Recht gibt, zwei Roßschweife vor seiner Standarte zu tragen.

Mit achtundvierzig Jahren ist Ali der mächtigste Mann auf dem Balkan. Heiraten seiner Söhne Muktar und Weli mit Töchtern anderer Despoten sichern ihm seinen Einfluß im Norden und Süden. Aber seine Mutter Khamko kann ihm noch immer nicht verzeihen, daß er die Dörfer Gardiki und Kormowo, deren Gefangene sie einst gewesen, noch nicht zerstört hat. Um ihr also eine Freude zu bereiten, läßt Ali zum Geburtstag der Mutter Kormowo einäschern und den Dorfältesten vor den Augen Khamkos die Augen ausstechen. Damit ist aber die Rachsucht dieser Megäre nicht ersättigt, auch Gardiki muß verschwinden. Ali überfällt also das Dorf und läßt alle männlichen Einwohner niedermetzeln, sechshundertsiebzig an der Zahl. Dies geschah im Februar 1812.

Diese Kleinarbeit genügte indessen Ali nicht. So wie er Janina an sich gebracht hatte, wollte er nun auch im Norden das Paschalik Berat an sich reißen. Doch bei dem klugen Ibrahim, dem Pascha dieses Sandschaks, verfangen Alis Methoden nicht, der sich nicht entblödete, gefälschte Liebesbriefe von Ibrahims Gattin diesem in die Hände zu spielen. Die plumpe Intrige wurde von Ibrahims erstem Rat, Sepher Bey, durchschaut, gegen den sich nun Alis ganzer Zorn richtete. Es vergeht auch kein Monat, und Sepher Bey stirbt an Gift.

Ist also sein Anschlag im Norden gescheitert, so wirbt er von jetzt an um so eifriger um den Süden, um die Griechen des Peloponnes. Schon lange vor dem Ausbruch der Freiheitskriege gärte es unter ihnen, und manche der griechischen Führer erwogen ernstlich den Plan, sich mit Ali zu verbünden, um gemeinsam die Türken zu vertreiben. Da Ali den Griechen vollkommene Freiheit zugesagt hatte, hatte dieser Plan wirklich etwas Bestechendes für sie. Aber auch eine Herrschaft Alis wäre für sie besser als die der Türken gewesen, denn mit diesem kleinen Sultan konnte man leichter fertig werden als mit dem großen.

Unter Anwesenheit russischer Emissäre wurde der Vertrag mit den Griechen geschlossen und in der Moschee und in der Kirche feierlich beediet.

Das war nun für den Sultan doch ein zu starkes Stück, als er davon erfuhr, und man ihm die aufgefundenen Briefe Alis an die Griechen zeigte. Ali, die stärkste Stütze des Serails, ein Verräter! Der Sultan konnte es nicht glauben. Und wer wird dann die Tribute so pünktlich nach Stambul schicken, wenn Ali nicht mehr ist? Die Sache mußte gründlich erwogen werden.

Der Padischah schickt nun seinen Kapidschi-

Baschi nach Janina, um Ali zu verhören. Dieser tut entrüstet, spielt den Unschuldigen und Gekränkten, doch der Baschi zeigt ihm die verräterischen Briefe mit seinem Siegel und seiner Unterschrift. Das hat ein Schurke getan, um ihn zu verderben, schäumt der Pascha. Der Baschi zuckt die Achseln und gibt ihm vierundzwanzig Stunden Zeit zur Rechtfertigung. Er hat einen Firman mit, der ihn zu allem ermächtigt.

Ali ist in der Klemme, seine Getreuen wissen keinen Ausweg. Rußland, das helfen könnte, ist fern. Da wendet er sich in seiner Not an den Patriotismus der Griechen von Janina und stellt ihnen vor Augen, daß das Werk ihrer Befreiung aufs äußerste gefährdet ist, wenn er morgen gehängt wird. Ohne ihn, den starken Ali mit seinen großen Vorräten an Waffen, sei es den wehrlosen Griechen unmöglich, die Türken zu verjagen. Dieser Appell wirkte. Ein junger Grieche — die Geschichte nennt leider nicht seinen Namen — erklärt sich bereit, sich als Fälscher anzugeben, um Ali und dadurch ganz Griechenland zu retten. Es kommt am anderen Tag zum mündlichen Verhör Alis, der den Schuldigen vorführt und rein und gerechtfertigt vor dem Baschi dasteht, auf dessen Wink der opfermütige Grieche sofort hingerichtet wird.

Auch der Baschi atmet erleichtert auf: es wäre eine zu peinliche Sache gewesen, den besten Steuerzahler des Reichs hinrichten zu müssen. Allah sei Lob und Dank, es bleibt alles beim alten!

Ein Festgottesdienst zu Ehren des Sultans Selim wird angeordnet, und auch die christlichen Priester danken Gott für die Errettung ihres Herrn.

Nun hieß es für Ali, seine Treue seinem Herrn zu beweisen. Er erinnert sich, daß er Oberaufseher der Straßen ist. So zieht er denn mit großer Macht gegen die Wegelagerer, die schon einige Male die Transporte des Sultans aufgehalten hatten, reibt sie bei Bosigrad auf und schickt zwanzig abgeschnittene Köpfe nach Stambul. Die zweite Expedition ging gegen Kara Mahmud Busaka, einen abtrünnigen Vezir Ober-Albaniens, der sich in den Festungen Gortscha und Ochrida verschanzt hatte. Aus diesen Plätzen von Ali vertrieben, zog er sich in das Schloß von Skutari zurück mit 72 Mann gegen 20 000. Sein Schicksal schien besiegelt, doch da brach im Lager Alis ein Aufstand aus. Kara Mahmud konnte entweichen, entkam nach Stambul und rechtfertigte sich so geschickt bei Selim, daß er zum Vizekönig von Rumelien ernannt wurde, was freilich nur ein bloßer Titel war, denn Ali blieb nach wie vor im Besitz seiner Macht.

Damals kam Ali zum erstenmal in Berührung mit Westeuropäern. Durch den Frieden von Campo For-

mio gelangte Korfu in den Besitz der Franzosen, und Ali beeilte sich, ihnen seine Aufwartung zu machen. Dem General Rose verschaffte er die schönste Griechin der Insel, die siebzehnjährige Zoitza, zur Geliebten. So heuchelte er Ergebenheit, in Wirklichkeit war es ihm darum zu tun, Frankreich vom Balkan zu verdrängen. Die Republik besaß damals die wichtigsten Plätze Albaniens, die Häfen Vonitza, Prevesa, Buthrotum und Parga, was Ali schon längst ein Dorn im Auge war. Ohne Kriegserklärung überfiel er am 26. Oktober 1798 die Truppen des Generals La Salcette und vernichtete sie bis auf den letzten Mann. Lord Nelson beglückwünschte ihn zu diesem Sieg, und der Sultan sandte ihm als Dank für diese Heldentat einen dritten Roßschweif und den Titel eines Vezirs.

Gleichzeitig wurde aber Selims Angst vor Ali immer größer. Wie konnte er diesen gefährlichen Menschen unschädlich machen? Er ernannte ihn zum Oberfeldherrn gegen die aufständigen Haiduken in Bulgarien, ernannte ihn zum Wali von ganz Rumelien und gab ihm eine Armee von achtzigtausend Mann, zusammengelaufenes Gesindel, von dem er hoffte, daß es bald gegen die strenge Zucht Alis rebellieren und ihm den Kragen brechen werde. Doch der Fuchs von Janina ging nicht in die Falle. Im Schutz seiner Arnauten ließ er die Soldateska schalten und walten, wie sie wollte, zog den Krieg in die Länge, ohne zu einem Schlag gegen die Haiduken auszuholen, ließ es sich in Sofia gut gehen und ging dann, als es ihm paßte, einfach nach Hause. Der Sultan, über diese Kriegführung einigermaßen erstaunt, übersandte ihm zu Alis früherem Titel „Arslan“ (Löwe) nicht ohne Doppelsinn einen neuen „Ghazi“ (Sieger).

Ali, der Sieger, will nun in die Weltpolitik eingreifen. Zu diesem Zweck muß er sich gut mit den Franzosen stellen. Der Generalkonsul Pouqueville ist oft sein Gast, der günstig über Ali nach Paris berichtet, wo man aber den Ergebenheitsphrasen des Paschas nicht glaubt und dem Generalkonsul am 21. März 1811 befiehlt, den Verkehr mit dem Übelberücktigten abzubrechen.

Die Franzosen können ihm den hinterlistigen Überfall auf La Salcette nicht verzeihen. Ali hat die Unverfrorenheit, unaufgefordert einen Gesandten zu den Friedensverhandlungen nach Tilsit zu schicken, erlebt aber durch Napoleon eine derbe Abfuhr.

Hingegen zeigt sich England seinem Liebeswerben empfänglicher. Er erhält Kanonen und Offiziere, die seine Arnauten zu Artilleristen ausbilden, wodurch Alis Heer dem des Sultans gleichwertig wird.

Die Palastrevolutionen am Goldenen Horn stärkten weiter Alis Macht, der nicht ruhen will, bevor er nicht seinen Todfeind, Ibrahim von Berat, beseitigt hat. Er erhält auch vom Sultan das Paschalik Berat zugesprochen, Ibrahim darf aber Avalona behalten. Das genügt Alis Racheplänen nicht. Er läßt Ibrahim fangen und in ein Loch unterhalb der Treppe seines Hauses werfen, um jedesmal, wenn er nach Hause kommt, dem Besiegten den Fuß auf den Nacken setzen zu können.

Ein neuer Krieg mit den Russen bricht aus. Der Sultan schickt dringende Briefe an Ali, er möge ihm mit seinen Arnauten zu Hilfe kommen, doch Ali übersendet ihm wie zum Hohn ein Futteral mit seiner grünen Brille: er sei augenkrank und könne nicht in den Krieg ziehen.

Das machte nun das Maß der Sünden voll, und zur Bestrafung nahm ihm der Sultan das Paschalik von Trikkala weg, das einem Neffen Alis, Elmas, übertragen wurde. Ali zeigte keinen Widerstand, ja, er schickte sogar dem neuen Pascha einen kostbaren schwarzen Fuchspelz. Nichtsahnend legte ihn Elmas bei den Feierlichkeiten seiner Bestallung um seine Schultern. Doch am nächsten Tag war er von den Pocken befallen. Ali hatte den Pelz mit dem Eiter eines Pockenkranken tränken lassen. Ein Arzt wurde geholt, der einen Aderlaß vornahm. Leider war aber sein Messer rostig, und Elmas starb. Natürlich war auch dies Alis Werk.

Diese Schandtat zeigt am besten Alis Charakter. Nach außen war er von der größten Liebeshwürdigkeit, er hatte eine hinreißende Rednergabe, und niemand konnte seinen Worten widerstehen. „Seine Worte fließen wie Ströme von Honig“, sagt Pouqueville von ihm. In seiner Gestalt glich er einem behäbigen Biedermann, einem liebenswürdigen Patriarchen, der gutmütig und wohlwollend mit allen verkehrte.

Eine Szene, die der Grieche Pergoriopulos berichtet, ist aufschlußreich. Ali zeigte einem fremden Gesandten seine Arnauten, die vor dem Schloß in Reih und Glied standen, und sagte: „Darunter ist kein einziger, dem ich nicht den Vater oder den Bruder getötet habe.“ „Und diesen Leuten kannst du deinen Schlaf anvertrauen, Herr? Fürchtest du nicht ihre Rache?“

„Ihre Rache!“ lachte Ali auf. „Sie haben so viele Verbrechen begangen, daß sie niemanden als mich zum Beschützer haben. Wer würde sie verteidigen, wenn ich nicht wäre?“

Seine Stellung zur Religion zeigt folgende vom gleichen Gewährsmann erzählte Anekdote: Der Bischof von Janina hatte den Frauen den sündhaften Luxus untersagt, falsche Zöpfe zu tragen,



*Ali Pascha nach einer französischen Lithographie von 1825.*

die aus Neapel eingeführt wurden. Dadurch erlitt Alis Steuerbehörde einen Verlust von 6000 Franken. Der Pascha machte den Bischof für diesen Entgang persönlich haftbar. Natürlich wurde das Verbot schon am nächsten Tag aufgehoben.

Mit den griechischen Priestern trank er auf das Wohl der Muttergottes, mit den Türken feierte er den Bairam, machte sich aber zu Hause über beide Religionen lustig.

Aber im Alter wurde sein Gewissen unruhig. Seitdem er einmal im Zorn auf seine Frau Emineh eine Kugel abgefeuert hatte und sie an den Folgen des Schreckens gestorben war, wurde sein Schlaf unruhig; bei einem Gewitter zitterte er an allen Gliedern, und die Schatten der von ihm Getöteten suchten ihn heim. Die Söhne waren ihm gänzlich entfremdet; er hatte niemanden, dem er sich anvertrauen konnte. Jetzt bereute er es, keine Töchter zu haben, denn er hatte sie in seiner Jugend aus Furcht vor unbequemen Schwiegersöhnen, drei oder vier, gleich nach der Geburt wie junge Katzen im See von Janina ertränken lassen.

Man könnte nun glauben, daß der Wüterich im

Alter in sich gegangen wäre, aber andererseits sprechen scheußliche Greuelthaten dagegen. So ließ er aus einem nichtigen Grund den griechischen Mönch Dimitrios zehn Tage lang zu Tode martern und weidete sich an dessen Qualen. Ein Türke, Hassan aus Kastoria, wurde unter dem Eindruck des Gesehenen Christ und erlitt von Alis Schergen den gleichen Martertod.

Und doch hatte dieses Ungeheuer eine empfindende Seele. Er erblickt einmal von ungefähr in einer Schar gefangener Sklavinnen ein Mädchen von kaum zwölf Jahren, Wassiliki. Der Siebzjährige entbrennt in Liebe zu ihr, nimmt sie in seinem Harem auf und gewinnt sie so lieb, daß er sie zu seiner rechtmäßigen Gattin erhebt. Sie hat ihre vollkommene Freiheit, kann in die Kirche gehen, wann sie will und ihr Zimmer mit byzantinischen Ikonen schmücken. Je älter Ali wird, desto mehr steht er unter ihrem Einfluß, und man kann wohl annehmen, daß ihr gütiger Charakter manches Unheil von ihren Glaubensgenossen abgewendet hat. Ihr ist auch zuzuschreiben, daß Ali seine bisher gleichgültige Haltung gegen die euro-

päische Kultur aufgibt. Er beginnt sich für Kunst und Wissenschaft zu interessieren, gründet in Janina, wo kaum ein Dutzend Leute lesen und schreiben können, eine öffentliche Bibliothek und fördert die Errichtung von Schulen. Den Türken sind diese Neuerungen gleichgültig, aber die Griechen stürzen sich mit Feuereifer auf die Bücher, besonders auf die französische Revolutionsliteratur, so daß Janina zum Mittelpunkt der griechischen Freiheitsideen wird. Alis politischer Scharfsinn sah voraus, daß die Tage der Türkenherrschaft gezählt seien, und er tat alles, um den Lauf der Ereignisse zu beschleunigen. Er berief die fähigsten Griechen an seinen Hof und beriet mit ihnen alle Möglichkeiten des immer näher rückenden Freiheitskampfes. Nicht mehr schwankend und hinterlistig wie vor einigen Jahren, sondern offen trat er auf ihre Seite, denn jetzt war er stark genug, der Hohen Pforte Widerstand zu leisten, nicht durch seine Armatolen und Kanonen, sondern durch seinen Reichtum. Er hatte rechtzeitig erkannt, daß das Geld die entscheidendste moderne Waffe geworden war. Deshalb hatte er sein Leben lang Goldstück auf Goldstück gehäuft, von seinen ersten Räubereien bis zu seinen Erpressungen im großen Stil, daß er nun im Alter einen Schatz an gemünztem Geld von über zweiundsiebzig Millionen Franken bei sich hatte, wie die Athener Zeitung Hestia von 1877 nachgerechnet hatte, abgesehen von den Wertpapieren, die zu sechs Prozent sicher bei englischen Banken in Korfu und Malta lagen. Das waren Summen, die enorm im Vergleich zu den ewig leeren Staatskassen des Sultans waren, dem Ali schon längst keinen Piaster mehr schickte. Dieses Geld stellte Ali den Griechen zur Verfügung, die sich damit mit modernen Waffen ausrüsten konnten. Unter einer Bedingung: Ali sollte ihr Anführer sein. Das Angebot war günstig, doch die griechischen Priester, die erbittertsten Gegner der Türken, lehnten es ab. Es war unmöglich, daß ein Mohammedaner an der Spitze des Aufstands stehe. Die Erhebung sollte ein Krieg des Kreuzes gegen den Halbmond sein! Vielleicht fürchteten sie mit Recht Alis Hinterhältigkeit, der sie sicher um die Früchte ihres Sieges bringen werde. Ebenso entschiedene Gegner Alis waren die griechischen Bandenführer im Peloponnes, besonders der alte Kolo-kotronis, der selber den Oberbefehl anstrebte.

Ali tobte vor Wut, als er vernahm, daß die Griechen zögerten. Das ihm, dem Löwen von Tebelen! Zum ersten Male im Leben hatte er sich verrechnet, der brutale Machtmensch hatte die Gewalt der religiösen Überzeugung unterschätzt, sein roher

Asiatismus zerbrach an einem europäischen Gedanken.

Aber vielleicht war es noch nicht zu spät zur Umkehr? Er schickt überstürzt an den Sultan eine runde Million mit der Zusicherung, daß weitere Sendungen folgen werden. Keine Antwort — der Sultan zeigt sich harthörig, denn endlich erfährt Mahmud II. Genaueres darüber, was für ein Charakter Ali ist. Denn im Serail lebte seit einiger Zeit Ismail Pascho Bey, seit seiner Jugend ein Todfeind Alis, der Paschos ganze Familie ausgerottet hatte. Pascho lag dem Sultan Tag für Tag im Ohr, endlich zum vernichtenden Schlag gegen Ali auszuholen. Um Ali in Sicherheit zu wiegen, ernannte der Sultan ihn zuvor zum Kapudschi-Baschi, aber Ali wußte, daß er verloren war, solange Pascho am Leben blieb.

Da tat Ali das Ungeschickteste, was er hätte tun können. Er schickte zwei Meuchelmörder, Hudu Bati und Soleiman, nach Stambul, die am ersten März 1820 auf Pascho ein Attentat verübten, ohne ihn aber zu verletzen.

Das bestimmt den Sultan endlich zum letzten Schritt. Er schickt an Ali einen Firman, der ihn aller Paschaliks und Würden verlustig erklärt und ihm befiehlt, sich als Privatmann nach Tebelen zurückzuziehen und weitere Entscheidungen abzuwarten.

Ali kann nicht begreifen, daß es nun wirklich Ernst wird, und sendet Briefe auf Briefe, die immer demütiger werden, erhält aber keine Antwort. Umsonst verschwendet er seine Reichtümer für Bestechungen, aber das Unmögliche geschieht, das Geld wird nicht angenommen.

So groß Ali früher war, so klein wird er jetzt. Oder ist auch dies eine Maske? Sein Cäsarenwahnsinn bricht zusammen, und nur ein jammernder Greis bleibt übrig. In seiner Todesangst schickt er einen Boten an den englischen Gouverneur von Korfu, Sir Maitland, mit der Bitte, bei der Hohen Pforte für ihn zu intervenieren oder ihm wenigstens einige Schiffe zur Verfügung zu stellen, um sich und seine Schätze nach Italien retten zu können. Doch der Engländer zeigt ihm die kalte Schulter.

Inzwischen erfährt er, daß eine Armee unter Pascho gegen ihn im Anzug sei. Pascho, sein Todfeind! Nun ist für ihn die Krise der Verzagtheit vorüber, er reckt sich zu alter Kraft auf und richtet sich zur Verteidigung ein. Alle Pässe werden besetzt und mit Kanonen gesichert, Küstenbatterien ausgebaut und ein Depeschendienst eingerichtet. Um eine Landung der Feinde zu verhindern, läßt

er seine Flotte von vierzig Feluken unter dem Befehl des Korsen Passano vor Prevesa kreuzen.

Am 24. Mai 1820 beruft er seine Anhänger zu sich zu einem Kriegsrat, an dem der Metropolit von Patras, Germanos, und viele griechische Bandenführer teilnehmen.

Indessen marschirt die türkische Armee unter Ismail Pascho in Thessalien ein, zwingt den Führer von Alis Armatolen, Zongos, zur Übergabe und rückt gegen den Pindus vor.

Die zweite Armee unter dem Bulgaren Pehlivan Baba verjagt den Bandenführer Odysseus aus dem Parnaßgebiet und marschirt gegen Prevesa.

In Nordalbanien gewinnt Mustapha, der Führer des dritten Korps, die katholischen Mirditen für sich und besetzt fast ohne Schwertstreich die Städte Durazzo, Tirana und Elbassan.

Zur gleichen Zeit erscheint die türkische Flotte unter Nusuk Zade vor Prevesa und schließt die Festung von der Seeseite ein. Doch die Stadt hält sich, hingegen fällt Parga. Pehlivan läßt einen Teil seiner Truppen zurück und marschirt nach Pente Pigada, fünfundzwanzig Kilometer von Janina entfernt.

Ali verzagt nicht. Er riegelt alle Pässe ab, die in die Ebene von Janina führen, und wartet zu. Er hat zwar nur fünfzehntausend Mann, die aber nach europäischem Muster einexerziert sind, einen Stab von europäischen Offizieren, meist Italiener, die die Napoleonischen Kriege mitgemacht haben, und eine leichtbewegliche Gebirgsartillerie, die der türkischen bei weitem überlegen ist. Ein Sieg Alis stand also so gut wie sicher.

Da geschah etwas Unvermutetes. Der Grieche Omer Wrioni, dem Ali den Engpaß von Driskos anvertraut hatte, fünfzehn Kilometer von Janina entfernt, hatte das Heer des Imail Pascho von allen Seiten umzingelt und hielt es wie in einer Mausefalle gefangen, daß kein einziger Türke entkommen konnte. Pascho versuchte nun ein echt türkisches Mittel — Bestechung. Omer zeigt sich den Versprechungen zugänglich, erhält die Würde eines Vezirs und geht mit allen seinen Truppen zum Feind über.

Janina lag nun frei vor den Türken. Pascho vereinigt sich mit den Heeren des Pehlivan und Mustapha, die gleichfalls durch den Driskos eindringen, und schlägt sein Hauptquartier fünf Kilometer vor Janina auf. Diesem Belagerungsheer von 50 000 Mann stand Ali mit etwa 5000 Getreuen entgegen, mit einer furchtbaren Artillerie und unerschöpflicher Munition.

Denn er hatte seit langem mit einer Belagerung Janinas gerechnet und alle Vorsorgen getroffen.

Hier konnte er jahrelang Widerstand leisten, bis der Sultan, des aussichtslosen Krieges müde, ihn wieder in Gnaden aufnehmen würde. Er sah also seine Lage keineswegs für verloren an. Gleich nach dem Verrat Omers ließ er die Stadt evakuieren und anzünden, um freies Schußfeld zu haben. Ein Feuerorkan gut gezielter Bomben prasselt auf die Türken nieder, die sich aus der Reichweite der Geschosse flüchten. Pascho läßt die Verfluchung Alis durch einen Derwisch in die Festung schleudern, doch dieser gibt seiner Armee ein Festmahl, dessen abgenagte Knochen er den ausgehungerten Türken zuwerfen läßt. Er kannte gut den Geist der türkischen Armee und wußte, daß einige Monate der Entbehrung bei den Belagerern zu Aufständen führen müssen. Noch immer waren ihm im Rücken der Türken einige Banden treu geblieben, die den Belagerern die Zufuhr abschnitten, so daß deren Lage immer kritischer werden mußte. Diese herum-schweifenden Griechen waren Ali wichtiger als die ihm treu gebliebenen, denen die strenge Zucht unter europäischem Kommando nicht behagte. Ali entließ sie also ins Freie. Ihr Führer, der listenreiche Odysseus aus Ithaka — merkwürdige Wiederkehr eines Namens und Schicksals — erschien mit den Seinigen vor Pascho, gab sich als Deserteur aus und wurde mit Ehren aufgenommen. Aber schon am nächsten Tag war er entwischt, fiel den Türken in den Rücken und riegelte sie vom Meer ab. Alis Stellung besserte sich von Tag zu Tag.

Doch seine Söhne zeigten keine Ausdauer. Sein ältester Sohn Wely wurde in Prevesa mutlos, als seine Flotte zu den Türken übergang, und er trat in Unterhandlungen mit dem Feind, obwohl sich der mit Vorräten gut versehene Platz monatelang hätte halten können. Ismail Pascho sagte ihm das Paschalik von Akkon zu und zeigte ihm den kaiserlichen Firman, denn in Stambul waren alle Bestechungen zuvor genau geregelt worden. Wely nimmt an, erhält eine Sultanstochter zur Frau, darf seine Schätze, Frauen und Kinder mit sich nach Parga mitnehmen, wo er sich sofort den Arzt des englischen Gouverneurs kommen läßt, der seine Syphilis heilen soll.

Dieses Beispiel wirkte ansteckend auf die beiden anderen Söhne Alis, Muktar und Selim, die auf Anraten ihres Bruders den Feinden ihre Festung Argyrokastro übergeben und dafür Paschaliks in Kleinasien erhalten.

Als Pascho Ali vom Verrat seiner Söhne höhnisch benachrichtigte, ließ dieser als Antwort aus vorgetriebenen Schanzen ein mörderisches Feuer auf die Türken eröffnen, das Hunderte von ihnen weg raffte.

Durch den Fall Preveſas war Iſmail Paſcho in den Beſitz einer ſeit langem vermißten Artillerie gekommen. Er ließ die Kanonen und Mörſer unter großer Mühe nach Janina bringen, die bald ihre Geſchoſſe gegen die Eingeſchloſſenen ſpieen.

Pehlivan drängte auf einen Generalangriff, doch Paſcho wollte ſich Zeit laſſen. Es kam zu heftigen Auftritten zwiſchen beiden Heerführern, worauf Pehlivan, um ſich an ſeinem Widersacher zu rächen, inſgeheim Unterhandlungen mit Ali anknüpfte. Doch Paſcho kam ihm zuvor, indem er ihn durch Gift beſeitigen ließ. Nach Stambul wurde gemeldet, daß der Bulgare einem Fieberanfall erlegen ſei.

Die Belagerung zog ſich alſo in die Länge. Schon wurde es Herbit, ohne daß die Türken den geringſten Erfolg aufweiſen konnten. Da der Nachſchub ausblieb, dank den verwegenen Streifzügen des Odysſeus, begann in ihrem Heer der Hunger zu wüten. Dazu kamen noch Streitigkeiten der Unterführer untereinander wegen der Beuteverteilung von Preveſa und die Unzufriedenheit der im Türkenheer dienenden Sulioten, welche in immer größeren Scharen zu den Banden des Odysſeus entwichen.

Im Winter wird die Belagerung immer mehr zur Operette und beſteht darin, daß eine Partei der anderen die Hämmel wegſtieht. Im Türkenheer tut jeder, was er will. Nur mit Mühe können die europäischen Offiziere die Zucht unter den Soldaten aufrecht halten. Iſmail Paſcho ſieht die Auflöſung ſeines Heeres vor ſich und ſucht wenigſtens für ſich zu retten, was zu retten iſt. Er hält den Sold ſeiner Truppen für ſich zurück, um im Falle der Flucht einen Schatz zur Verfügung zu haben. Ihm beginnt das Pulver auszugehen, und ſeine Geſchütze, die biſher luſtig draufloſgeknallt hatten, werden immer ſchweigsamer.

Auf der Gegenseite wächst Alis Ruhe und Entſchloſſenheit. Dieſer ſechsundsiebzighährige Greis entwickelt eine Widerstandskraft, die in täglichen Gefechten den Feind zermürbt. Durch reiche Löhnung und ausgiebige Verpflegung — es mangelte nur an Wein — hielt er ſeine Truppen in friſcher Stimmung. Vom Norden kamen angenehme Botſchaften: die Montenegriner kündigten ihren Aufſtand für das nächſte Frühjahr an und verſprachen Ali, zum Entſatz Janinas vorzuſtoßen. Auch glückt es Ali, den Reſt der Sulioten auf ſeine Seite zu bringen, indem er ihnen alle früheren Rechte zuſichert und ſechs Millionen Piaster für ſie auf der Bank von Korfü hinterlegt. Die Unterhandlungen geſchehen in aller Heimlichkeit, daß Paſcho vom Abfall der Sulioten erſt erfährt, als dieſe ſchon

längſt jenseits der Berge ſind. Die Entwichenen laſſen aber bald von ſich hören. Ihr Anführer Marko Botzaris, der ſpäter in den Freiheitskriegen Heldentaten vollbringen ſollte, ſetzt ſich bei Pente Pigada feſt und ſchneidet Paſcho vollkommen vom Meer ab. Dieſem bleibt nur eine machtloſe Rache, indem er den Metropolitanen von Arta zwingt, über die Abgefallenen den Kirchenbann zu verhängen.

Paſchos Soldaten verlaſſen in Scharen das Lager, um nach Hauſe zu gehen. Er muß etwas unternehmen, um den Mut ſeiner Leute zu heben. Da er weiß, daß ſich der ſtrategiſche Schwerpunkt nach Pente Pigada verlegt hat, bereitet er einen Angriff auf dieſen Brückenkopf vor. Doch Ali erfährt davon, verſtändigt Botzaris, dem Odysſeus zu Hilfe eilt, und die Türken rennen ſich an den ausgebauten Stellungen (Tamburi) die Köpfe wund. Wütend über dieſen Mißerfolg, befiehlt Paſcho einen Generalangriff auf Janina, den Ali aber zurückschlägt, der dabei verwegen wie ein Jüngling im dichteſten Gewühl Wunder an Tapferkeit vollbringt und mit ſeinem krummen Säbel, einem Geſchenk des letzten Tatarenkhans, unter den Türken wütet. Nach rieſigen Verluſten muß Paſcho das Signal zum Rückzug geben.

Den Mißerfolg ſchreibt er nicht ſeiner mangelhaften Vorbereitung des Angriffs, ſondern dem abſichtlichen Verſagen der Griechen des Omer Wrioni zu, die als letzte Griechen im Türkenheer ohnehin längſt verdächtig ſind. Ali roch rechtzeitig Lunte, daß da etwas für ihn zu machen wäre, knüpfte Verbindungen mit denen an, die ihn am ſchmählichſten verraten hatten und verſprach ihnen Vergebung und reiche Belohnung, wenn ſie reuig nach Janina zurückkehrten. Doch Omer, der Alis Rachgier gut kannte, traute nicht ſeinen Worten und zog es vor, beiden ſtreitenden Parteien den Rücken zu kehren und ſich in ſeine Berge zurückzuziehen.

Im Januar 1821 iſt der ganze Epiros und Albanien unter Waffen, um auf ein Zeichen Alis gegen Janina loſzuziehen und das Türkenheer, das auf ein Fünftel ſeines Beſtandes zuſammengeſchmolzen war, zu vernichten.

Der Sultan wußte von dieſer großen Gefahr. Wenn noch etwas zu retten war, ſo konnte es nur ein neuer Serasker. Paſcho wurde abgeſetzt, und zu ſeinem Nachfolger der Zirkassier Kurschid Paſcha ernannt, der ſich in der Niederwerfung des ſerbiſchen Aufſtands ausgezeichnet hatte. Eine Armee konnte ihm der Padſchah zwar nicht geben, aber die Paſchas von Rumelien wurden angewieſen, ihm ihre Truppen zu überlaſſen, wodurch das Türkenheer um 5000 Mann aufgefüllt wurde.

Ali deutete die Ernennung eines neuen Seraskers für sich günstig. Sein Todfeind Pascho war beseitigt, nichts stand einer Aussöhnung mit dem Sultan im Wege. Ali beglückwünschte Kurschid zu seiner Ernennung, begrüßte ihn bei seinem Eintreffen vor Janina mit einundzwanzig Kanonenschüssen, erinnerte ihn an gemeinsam verbrachte Jahre und bat ihn schließlich um seine Vermittlung beim Sultan. Kurschid zeigte sich dem Glauben nicht abgeneigt, der Sultan werde sich überreden lassen, daß es das beste wäre, sich mit Ali zu vertragen, kurz, der Krieg wäre auf echt türkische Weise beendet worden — da trat ein Ereignis ein, das alle Berechnungen umstieß: das plötzliche Ausbrechen des griechischen Freiheitskrieges. Am sechsten April wurde Patras gestürmt, im ganzen Peloponnes verjagte man die Türken, die sich in die festen Plätze Tripolitza, Korinth und Nauplia zurückzogen. Mit einem Schlag hatte sich Alis Lage verbessert. Seine Sprache wurde wieder anmaßend, während er sich früher auf Gnade und Ungnade ergeben hätte. Er verlangt für sich die Alleinherrschaft im Epiros, dazu noch den Kopf des Ismail Pascho. Hingegen macht er sich anheischig, dem Sultan die aufgelaufenen Kriegskosten zu ersetzen.

Diesmal war aber der Padischah der Stärkere: er gab nicht nach und bestand auf bedingungsloser Übergabe. Da wußte der Löwe von Tebelen, daß es jetzt um Tod und Leben ging, entschlossen, sein Bergnest bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Ende Mai eröffnete Kurschid die Feindseligkeiten durch einen Sturm auf das Inselschloß Litharitzza, wo eine Bresche seit Monaten klaffte. An diesem Tag litt Ali an der Gicht und konnte nicht mitkämpfen. Aber er ließ sich auf einer Bahre an die gefährdetsten Stellen hintragen und feuerte seine Leute an, die auch wirklich den Angriff abschlugen.

Während des folgenden Ramadans ruhten die Kämpfe auf beiden Seiten, lebten aber sofort am Bairamstag, der den Fastenmonat beschloß, wieder auf. Ali hatte erfahren, daß der Serasker und sein Stab dem Festgottesdienst in der nahen Moschee von Lowtscha beiwohnen werde. Als nun alle versammelt waren, ließ er durch seine italienischen Artilleristen das Feuer auf die Moschee richten. Gegen dreihundert Tote waren das Ergebnis, doch Kurschid kam wie durch ein Wunder mit dem Leben davon.

Auch der neue Serasker konnte mit den griechischen Banden nicht fertig werden, die in unaufhörlichem Kleinkrieg seine Soldaten aufrieben. Es war unmöglich, sie zu fassen, die aus ihren Gebir-

gen und Schluchten plötzlich auftauchten und wieder verschwanden, als ob sie der Erdboden verschluckt hätte.

Kurschid erkannte also, daß es ihm wie seinem Vorgänger ergehen werde. Darum versuchte er es noch einmal mit Unterhandlungen. Ali sollte Janina räumen, wofür ihm die Gunst des Sultans zugesichert wurde. Doch Ali bestand auf allen seinen früheren Forderungen: Abzug der ottomanischen Armee, uneingeschränkter Besitz des Epiros als sein persönliches Eigentum und Beibehaltung aller seiner bisherigen Würden. Er glaubte, dies aufrecht halten zu können, da der Sultan, durch den Aufstand der Griechen gezwungen, Kurschids Heer gegen diese einsetzen mußte, wenn ihm nicht ganz Griechenland verloren gehen sollte. Außerdem nahte vom Norden ein Ersatzheer. Alis Lage stand besser als jemals zuvor.

Im September 1821 kam die Nachricht zu Ali, daß der Sultan dessen drei Söhne, statt sie für ihre Unterwerfung zu belohnen, wie er feierlich zugesagt hatte, hängen lassen wollte. Ali, der gewiß kein liebender Vater war und sich seiner schwächlichen Söhne immer geschämt hatte, fühlte sich dadurch tödlich beleidigt und hatte Grund, dem Padischah seinen Wortbruch vorzuhalten. Diese unpolitische Tat der Hohen Pforte erhitzte die Leidenschaft der Albaner aufs höchste und war auch den Griechen eine Warnung, einem Türken Glauben zu schenken.

Im Oktober konnte Kurschid einen Erfolg nach Stambul melden. Es war ihm geglückt, die Besetzung des Kastells von Litharitzza auf seine Seite zu bringen, so daß Ali seine Hauptmacht auf das Inselschloß zurückziehen mußte. Nachteiliger als dieser Schlag wurde für ihn aber das Gerücht, das der Serasker über ihn verbreiten ließ, nämlich daß Ali durch den Einfluß seiner Gattin Wassiliki heimlich Christ geworden wäre, was unter Alis Truppen, die jetzt meist aus frommen Moslims bestanden, eine wahre Massenflucht in Kurschids Lager hervorrief. Aber auch Europäer desertierten, so der Neapolitaner Caretto. Die Truppen Alis schmolzen zusehends zusammen, und plötzlich war seine Lage unhaltbar geworden. Zum zweiten Male hatte sich Ali dadurch verrechnet, daß er, der Materialist, die geistigen Kräfte, die den Menschen beherrschen, nicht in Betracht gezogen hatte. Dieser Umschwung war so rasch gekommen, daß Ali darüber ganz fassungslos war. Kaum ein paar hundert Mann waren ihm treu geblieben, die kaum ausreichten, sein Eigentum und seinen Harem zu schützen.

Alles war verloren, nur nicht der Mut. In diesen Tagen wächst Ali zu einer übermenschlichen Gestalt, die fast ins Legendäre reicht.

Kurschid erzwingt sich den Zutritt zum Insel-schloß, und Ali zieht sich in den Keller zurück, wo er seine Schätze verwahrt hat, wo aber auch zwei-tausend Pfund Pulver lagern. Ein türkischer Offi-zier fordert den alten Löwen von Tebelen zur Übergabe auf. Statt aller Antwort zieht Ali seine Pistole und steckt den Lauf in ein Pufferfaß, um sich und seine Schätze in die Luft zu sprengen. Nur wenn man ihm einen vom Sultan eigenhändig ge-schriebenen Firman zeigt, der ihm das Leben zu-sichert, will er sich ergeben.

Am 14. Januar 1822 teilt ihm Kurschid mit, daß der gewünschte Firman unterwegs sei. Der Serasker will sich mit ihm persönlich aussprechen und schlägt ihm eine Unterredung auf der Insel des Sees vor. Ali nimmt an. Bevor er sich aber hin-über rudern läßt, gibt er seinem Getreuesten, Selim Tschami, den Auftrag, er dürfe die Festung erst dann übergeben, wenn man ihm Alis Tesbih — eine Art Rosenkranz — überbracht habe. Sollte er aber auf der Insel ermordet werden, so solle Selim das Schloß in die Luft sprengen.

Das Oberkommando vertraut er seinem erst sechzehnjährigen Enkel Ismail Bey an und fährt dann mit Wassiliki und zwölf seiner Getreuen ins Kloster des heiligen Panteleimon hinüber.

Kurschid aber kommt nicht. Er heuchelt eine plötzliche Erkrankung, schickt einige Musikanten und einen Korb mit Lebensmitteln hin mit der Botschaft, Ali möge sich zur Unterredung nach Be-lieben einen anderen aussuchen. Dieser verlangt den Tahir Abbas zu sprechen, einen Bandenführer, der vor Jahren die Verbindung Alis mit den Griechen im Peloponnes, besonders mit Mawrokordatos, her-gestellt hatte. Ali beschwor ihn, eingedenk der alten Freundschaft, diese Verbindung wiederaufzuneh-men und die Aufständigen zu bewegen, wieder in Beziehungen zu ihm zu treten. Neun Tage lang währen die Unterhandlungen, ohne zu einem Er-gebnis zu führen.

Am Morgen des 24. Januars ließ Kurschid Ali mitteilen, daß der Firman, der Alis Begnadigung enthalte, eingetroffen wäre. Bevor er ihn aber ihm zum Lesen einhändige, müsse Ali dem Selim den Befehl erteilen, das Inselschloß dem Serasker zu übergeben. Eine solche Bedingung mußte natürlich Alis Mißtrauen erwecken. Er wollte Kosta Botzaris hinüberschicken, um Selim den Auftrag zu erteilen, das Inselschloß in die Luft zu sprengen. Doch die ganze Insel war von Türken umzingelt.

Da schickte Kurschid seinen tüchtigsten Offi-

zier, Hassan Pascha, zu Ali, dessen Worten es gelang, den Besiegten zu überreden, daß es der Sul-tan mit ihm ehrlich meine und daß Ali keine Hinterlist zu befürchten habe. Hassans feierliche Eide bewirkten, daß Ali ihm wirklich seinen Tesbih ausfolgte. Als Selim diesen Rosenkranz, das verein-barte Zeichen, eingehändig erhielt, zögerte er nicht, die Festung samt allen Schätzen dem Serasker zu übergeben.

Indessen verbringt Ali qualvolle Stunden und kann es nicht erwarten, daß man ihm den Firman überbringe. Wassiliki betet den ganzen Tag in der Kirche des Klosters.

Da erscheint gegen Abend der Adjutant Kur-schids, Kiösseh Mehmed, mit dreißig Bewaffneten. Ali weiß sofort, was dieses Erscheinen zu bedeuten habe und daß er von dem Sultan schändlich betro-gen sei. Seine Leute stellen sich hinter ihn, und er ruft Mehmed zu: „Keinen Schritt weiter, Meh-med! Sage mir zuvor, was du bringst.“

„Dieses da“, erwidert jener und holt aus seinem Kaftan eine Schreibrolle hervor, von der das kaiser-liche Siegel herabhängt. Dabei will er die Treppe hinaufsteigen, um Ali von oben herunterzuwerfen. Dieser reißt blitzschnell seine Pistole aus dem Gür-tel und feuert zweimal auf den Angreifer. „Hund, so schlägt man Alis Schädel ein!“ schreit er ihn an. Die eine Kugel hat Mehmeds linke Hand getroffen und die Schriftrolle durchbohrt, die zweite blieb im Pelzbesatz von Mehmeds Mantel stecken. Aber auch Mehmed reißt seine Pistole heraus und trifft Ali am linken Oberarm. Um ihm keine Zeit zu weiterem Schießen zu lassen, will sich Mehmed auf den Greis stürzen, gegen den einer von Mehmeds Gefährten seinen Säbel schwingt, der aber in einem Querbalken stecken bleibt. Das rettet Alis Leben, der zu den Seinigen ins Stockwerk zurückeilt.

Ein wütendes Feuergefecht zwischen Alis An-hängern oben und den Türken im Hof bricht los. Ali, dessen Wunde stark blutet, erblickt einen Überläufer, Elmas Bono, und läßt das Feuer auf jenen richten.

Mehmed schickt acht Mann hinten herum, um Ali im Rücken zu packen. Sie erklettern, von jenem unbemerkt, das Dach und feuern durch den dünnen Bretterboden von oben auf die Umzingelten herab. Eine Kugel trifft Ali in den Unterleib und bereitet ihm entsetzliche Schmerzen. Er hat noch Kraft, einen seiner Getreuen, Athanasios Ways, zu sich zu rufen und ihm seinen letzten Willen kundzutun. Seine Gedanken sind bei Wassiliki. Um zu verhin-dern, daß sie in die Hand seiner Feinde falle, bittet ihn der Sterbende, sie zu töten, um auch im Tode mit ihr vereint zu sein.

Kaum hat aber Ali seinen letzten Seufzer ausgehaucht, so gibt Waya den Türken das Zeichen, daß sich die Eingeschlossenen ergeben wollen. Die Sieger dringen ein und bemächtigen sich Wassilikis und der Überlebenden. Sie finden die Leiche Alis, schleppen sie zur Treppe und hauen ihr den Kopf ab.

Mehmed bringt den Kopf seinem Herrn, der bei diesem Anblick in Tränen ausbricht. Die Trophäe wird von Blut und Schmutz gereinigt und auf einer Silberplatte öffentlich zur Schau gestellt, damit jeder wisse, daß Ali wirklich tot ist.

Die Leiche wird mit großem Prunk eingeholt, in die Moschee Fethie gebracht, dort eingesegnet und beerdigt.

Die Nachricht vom Tode Alis gelangte schon am 14. Februar nach Stambul. Am 23. dieses Monats kam der Schwertträger Kurschids dorthin, der den Kopf des Rebellen mit sich brachte. Der Schädel wurde dem Sultan und allen Vezieren gezeigt und dann auf einem Pfahl auf einer Zinne des Serails aufgepflanzt.

Nach einigen Tagen kaufte ein Jugendfreund Alis, der Derwisch Suleiman, den Kopf und bestattete ihn neben den Leichen von Alis drei Söhnen auf dem Friedhof gegenüber dem Siliwri-Tor. Der Derwisch setzte seinem Freund auch einen Grabstein, auf dem zu lesen ist: „Allah ist der Schöpfer, der Ewige. Hier liegt der abgeschnittene Kopf des berühmten Ali Pascha aus Tebelen, des Herren von Janina, der während dreißig Jahren sich in Albanien unabhängig gemacht hatte.“

Kurschids Schwertträger erhielt als Dank für den überbrachten Kopf vom Sultan, der nun endlich aufatmen konnte, einen Zobelpelz, ein großes Landgut und die Summe von vierzigtausend Piastern. Kurschid selbst bekam ein eigenhändiges Handschreiben des Padischah, eine Unzahl kostbarer Ehrengeschenke und eine Ehrengabe von zweieinhalb Millionen Piaster.

Man maß dem Tode Alis deshalb eine so große Bedeutung zu, da man überzeugt war, mit der nun freiwerdenden Armee in kürzester Zeit der aufständigen Griechen Herr zu werden und den verloren gegangenen Peloponnes wiederzugewinnen.

Der ganze Besitz Alis und seine achthundert

Landgüter (Tschiftliks), deren jährliche Einkünfte sich nach den Angaben des französischen Drago- man Desgranges auf zwanzig Millionen Piaster beliefen, verfielen zugunsten des türkischen Staatschatzes. Man begreift nun die Unerbittlichkeit des Sultans, dem es nicht allein darum zu tun war, seinen gefährlichsten Gegner zu vernichten, sondern auch mit einem Schlag seine leeren Kassen aufzufüllen. Die Schätze an Edelsteinen, Schmuck und gemünztem Gold, die man im Inselschloß vorfand und die auf vierzig Millionen Piaster geschätzt wurden, abgesehen von dem, was unter der Hand gestohlen wurde, wanderten auf fünfzig Pferden nach Stambul. Kurschid hatte sich aber mehr erwartet und nahm an, daß Ali einen Teil seines Schatzes vergraben oder im See versenkt habe. Er unterwarf Wassiliki einem scharfen Verhör, doch sie blieb standhaft und verriet nichts.

Wie sehr Kurschid recht hatte, beweist ein Fund im Frühjahr 1931. Bei Erdarbeiten, die in der Nähe des Inselschlusses gemacht wurden, stieß man auf eine mit Eisen beschlagene Kiste, vollgefüllt mit spanischen Kolonaten und Maria-Theresientalern, die unzweifelhaft aus dem Besitze Alis stammen. Es ist also wahrscheinlich, daß gründliche Nachforschungen noch vieles zutage fördern können.

Die überlebenden Mitglieder der Familie Alis verfielen der Verbannung. Wassiliki und ihr Bruder wurden in Brussa gefangen gehalten. Als sich aber der Sultan von ihrer politischen Ungefährlichkeit überzeugt hatte, begnadigte er sie und gab ihr ein Landgut bei Trikkala. Sie blieb ihrem Gatten über den Tod hinaus treu und lehnte die Heiratsangebote mehrerer griechischer Bandenführer ab. Später suchte sie Vergessen im Trunk und starb, noch jung, an den Folgen eines Exzesses 1835 in Missolunghi.

Die Enkel Alis wurden gleichfalls verbannt, dann ebenfalls begnadigt. Einer wurde Derwisch und starb 1863 als Bettler. Ein anderer, Selim Bey, diente in der ottomanischen Armee, zeichnete sich aus und starb 1875 als Mitglied des Staatsrats.

Von Ali Pascha bleibt nichts als der Name eines Gewaltigen, des letzten asiatischen Despoten auf europäischem Boden.



## Danziger Gestalten

VON JOHANNA SCHOPENHAUER  
mit Bildern aus Chodowieckis Skizzenbuch

*Jobanna Schopenbauer, die Mutter des großen Philosophen, wurde 1766 in der damals noch freien Reichsstadt Danzig geboren. Sie verließ 1793 mit ihrem Manne, dem Republikaner Floris Schopenbauer, als Danzig preußisch wurde, die Stadt. Sie begleitete ihren Gemahl bis zu dessen Tode auf seinen vielen unstillen Reisen kreuz und quer durch Europa. Die Witwe ließ sich dann in Weimar nieder, wo es der geistreichen Frau gelang, „wenigstens einmal in der Woche die ersten Köpfe in Weimar, und vielleicht in Deutschland, um den Teetisch zu versammeln.“ Die zahllosen Romane, die sie geschrieben hat und die von der Frauenwelt ihrer Zeit verschlungen wurden, sind heute zu recht vergessen. Aus dem Nachlaß indessen hat ihre Tochter Adele im Jahre 1839 die Kindheits Erinnerungen ihrer Mutter herausgegeben, die noch heute durch ihre Frische und ihre bunte Gestaltenfülle und die lebendigen Sittenschilderungen jeden Leser entzücken. Unter dem Titel: „Jugendleben und Wanderbilder“ ist das fragmentarische Memoirenwerk, das neben den besten seiner Art bestehen kann, von der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H. 1929 neu herausgegeben worden.*

### DAS ELTERNHAUS.

An der Mittagsseite der Heiligen-Geist-Gasse liegt das Haus, in welchem ich geboren wurde, unfern dem nach der langen Brücke führenden Tor, über welchem damals die Räume sich befanden, in welchen die dortige naturforschende Gesellschaft ihre Zusammenkünfte hielt und ihre Sammlungen aufbewahrte.

Die lange Brücke ist gar keine Brücke, sondern ein hölzerner Kai, an der Landseite längs den Häusern und Buden besetzt, in welchen Früchte, Blumen und sonst allerlei, was ein Kinderherz erfreuen kann, zum Verkauf ausgestellt wird. Zwischen diesem Kai und der gegenüberliegenden Speicherinsel fließt die hier ziemlich breite, mit Schiffen und Barken belebte Mottlau still und ruhig der nahen Weichsel, und im Verein mit dieser dem Meere zu.

Das Haus meiner Eltern gehörte zu der in Dan-

zig gewöhnlichsten, drei Fenster breiten Mitteltattung, die man weder schön noch häßlich, weder groß noch klein nennen kann; auch wich die innere Einrichtung desselben von der dort gewöhnlichen durchaus nicht ab, und war für den Bedarf unserer Familie bequem und geräumig genug.

Keine besternte Lyra bezeichnete schon vor meiner Geburt unser Dach; die einzige Auszeichnung, deren es sich zu rühmen hatte und wohl noch hat, besteht darin, daß statt der Götter, Engel, Vasen, Adler, Pferde und andern Getiers, das dort von der Höhe anderer Häuser auf die Straße hinabschaut, auf der höchsten Giebelspitze desselben eine große metallene Schildkröte auf dem Bauche liegt und mit nach allen Weltgegenden ausgestreckten, stark vergoldeten Pfoten und Kopf beträchtlich nickt und zappelt, wenn der Wind heftig weht.

Zur Linken stieß die englische Kirche, zur Rechten ein Gasthof an unser Haus, doch bitte ich, daß dabei niemand an das alte Sprichwort denken möge, nach welchem der Teufel sogleich neben jedem Gotteshause ein Kapellchen sich anbaut, denn jene englische Kirche ist eigentlich nichts anderes als eine kleine, recht freundliche Hauskapelle, die nur höflicher Weise Kirche genannt wurde; an dem uralten, rostigen Schiffergildenhause aber, das wenigstens viermal größer ist als die Kirche, konnte der Teufel auch keine Macht haben, obgleich es einem verwünschten Schlosse sehr ähnlich sah; denn die Bewohner desselben waren sehr brave, ehrbare Leute.

Alle bürgerlichen Gewerbe waren damals noch in Zünfte und Gilden geteilt, deren jede ihr eigenes Haus besaß, wo Meister und Gesellen zu besonderen, auf ihre Privilegien, Gesetze und Gebräuche bezug habenden Zwecken sich versammelten, be-

sonders aber zur Fastnachtzeit zu Banketten, bei denen es hoch und wild herzuzugehen pflegte.

Schon der Name deutet an, daß das Schiffergildhaus das Eigentum der damals sehr bedeutenden und geachteten Gilde der Danziger Schiffer war. Dort kamen sie in den sich dazu vorbehaltenen Räumen zusammen, um sich über die Angelegenheit ihrer Korporation zu beraten, oder auch, um auf allgemeine Kosten und zum allgemeinen Besten es sich bei Tisch wohl sein zu lassen. Bunte Wimpel und Flaggen neben einer weißen, mit dem Danziger Wappen bemalten Fahne, groß wie ein Segel, flatterten dann vom Beischlage herab und verkündeten der Nachbarschaft die Feier des Tages.

## DIE SCHULE.

Kaum hatte ich das dritte Jahr meines Lebens zurückgelegt, als ich schon täglich zweimal, vormittags und nachmittags, in eine kaum zweihundert Schritt von meinem elterlichen Hause entfernte Schule auf ein paar Stunden geschickt wurde.

Die düstre Schulstube, mit ihren getäfelten Wänden von durch die Zeit gebräuntem Eichenholz, in der wir dennoch so fröhliche Stunden verlebten, das große, aus mehr als hundert kleinen, runden Scheiben zusammengesetzte Fenster, stehen noch sehr lebhaft in meiner Erinnerung. In der Ecke dieses Fensters thronte in ihrem geräumigen Sorgenstuhl eine uralte Frau mit schneeweißem Haar, in etwas fremdartiger, sehr sauberer, aber einfacher Tracht.

Das Alter hatte ihr Auge mit einem immer dichter werdenden Schleier umwoben, doch ihren heitern Sinn nicht zu umdunkeln vermocht. Deutsch sprach sie wenig und ungerne, sie war eine geborene Französin und hatte als Hugenottin, ihres Glaubens wegen, aus ihrem schönen Vaterlande flüchtig werden müssen, aber sowohl die Tracht, als Sitten und Sprache des französischen Bürgerstandes beibehalten. Ihr Alter und ihr schwaches Gesicht erlaubten ihr nicht, ihren beiden, auch schon ziemlich bejahrten Töchtern in Leitung der Schule beizustehen, aber sie war doch gern mitten unter den Kindern.

Mich hatte sie zu ihrem Liebling erkoren, ich durfte dicht zu ihr hinflüchten, wenn das Getöse der wilden Knaben mir zu arg wurde. Dann nahm sie mich auf den Schoß und sagte allerlei leichte französische Worte und Redensarten mir vor, die ich zu ihrem großen Vergnügen wie ein gelehriger Papagei nachplapperte und zuletzt auch wirklich verstehen lernte.

Der Name dieser Frau wird in der Kunstgeschichte unserer Tage nie untergehen, denn sie war die Mutter des in seinem Fach bis jetzt noch unerreichten Chodowiecki.

Während eines Besuches von einigen Tagen, den Chodowiecki in Danzig bei seiner Mutter ablegte, ließ er auch in unsere Schulstube sich führen; neugierig sah ich, wie der fremde Mann ein Tischchen hin und her rückte, bis es ihm recht stand. Seine beiden Schwestern, unsere Lehrerinnen, gingen indessen freundlich uns zurendend durch unsere Reihen, versprachen Thorner Pfefferkuchen, Rosinen und Mandeln die Hülle und Fülle, wenn wir nur ein kurzes Stündchen, so wie wir eben saßen und standen, uns ruhig halten wollten.

Der fremde Mann setzte sich inzwischen an seinen Tisch, legte Papier vor sich hin, packte Bleistifte und andere kleine Gerätschaften aus, sah aufmerksam umher, schrieb etwas, wie es mir schien. sah wieder auf, schrieb wieder, ich hielt mich nicht länger. Ich vergaß Rosinen, Mandeln und Pfefferkuchen und alles; leise, leise, wie ein Käzchen, schlich ich zwischen und unter Tischen und Stühlen bis zu ihm hin, und sah so bittend ihm ins Gesicht, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, mich zu verschrecken. Freundlich nickte er die Erlaubnis mir zu, neben ihm stehen zu bleiben. Und nun sah ich auf dem kleinen Blättchen die ganze Schulstube vor meinen Augen entstehen; das hatte ich mir nie als möglich gedacht! Der Atem verging mir darüber; ich dachte und empfand nichts, als das Glück, dergleichen schaffen zu können. Und als nun der Künstler am Ende ein anderes Blättchen zurechtlegte, mich vor sich hinstellte, zeichnete, ohne daß ich sehen konnte was er machte, und mir nun das Blättchen hinreichte, um nebst einem Gruße von ihm es meiner Mutter zu bringen. Meine ganze kleine Person, von dem



bedormeuseten Köpfchen an bis zu den etwas einwärts stehenden Füßen, war im verkleinerten Maßstabe dargestellt. Es fehlte nicht viel, so wäre ich aus lauter Freude in Tränen ausgebrochen.

## DIE SCHIMKYS.

Der Frühling ist da und eilt vorüber, ehe man Zeit gehabt hat, sich seiner recht zu erfreuen. Dann schwellen auch tief in Polen die Gewässer, und die selbst für die sehr flach gehenden polnischen Fahrzeuge oft zu seichte Weichsel wird gegen Ende des Maimonats kräftig genug, um auf ihrem Rücken die goldenen Gaben der Ceres in meine Vaterstadt zu tragen, die mit vollem Recht in früherer Zeit die Kornkammer von Europa genannt wurde.

Die kleinen, längs der langen Brücke auf der Mottlau vor Anker liegenden Seeschiffe, auf welche, wie auf den Retourchaisen in Frankfurt, der Ort ihrer nächsten Bestimmung auf schwarzen Tafeln zu lesen ist, „will's Gott nach Königsberg“, „will's Gott nach Petersburg“, „will's Gott nach Memel“, sie alle schließen vor der seltsamen Flotte sich gedrängter aneinander, welche nun die Mottlau bedeckt und einen höchst wunderbaren Anblick gewährt.

Schiffe sind die schlecht zusammengezimmerten Fahrzeuge eigentlich nicht, aus welchen jene Flotte besteht, sie scheinen so unbequem und zerbrechlich, daß man kaum begreift, wie sie den weiten Weg glücklich zurücklegen konnten, ohne unterzugehen; auch werden sie am Ende ihrer Laufbahn zerschlagen, das Holz wird verkauft, und die Mannschaft mag zusehen, wie sie durch Moor, Heide und unwegsame Wälder zu Fuß wieder nach Hause gelangt.

Am füglichsten wären diese Fahrzeuge einem kleinen Flosse vergleichbar, nur sind sie weniger breit, laufen an beiden Enden in Form eines Kahns etwas spitz zu und sind ringsum mit einem ziemlich niedrigen Bord versehen. Eine Hütte am Ende derselben bildet eine Kajüte für den Oberaufseher; ohne Mast und Segel, werden sie durch ein ziemlich unförmliches Steuer regiert und durch mehr als hundert rüstige Arme dicht hintereinander auf ihren Bänken sitzender und taktmäßig rudender Schimkys (polnische Flößerknechte) stromabwärts geführt. Den ganzen übrigen Raum nimmt die Ladung von Weizen und Roggen ein, so hoch als möglich aufgetürmt liegt sie ganz offen da, ohne den geringsten Schutz gegen Wind, Wetter und Nässe.

In besonders fruchtbaren und wasserreichen Jahren, als vor der ersten Teilung von Polen der Kornhandel noch gleichsam ein Monopol meiner Vaterstadt war, sah man oft den ziemlich breiten Strom mit mühsam aneinander sich fortschiebenden Fahrzeugen über und über bedeckt.

Trotz ihres wilden Aussehens haben die Schimkys doch nichts Unförmliches oder Widerwärtiges, diese starkknochigen, mulattenartig gebräunten, hagern Gestalten. Bis auf den nationalen, von Regen und Sonne gelb gebleichten Zwickelbart ist



der Kopf durchaus kahl geschoren, und mit einem großen, selbstfabrizierten Strohhut oder einer flachen Pelzmütze bedeckt, Hals, Nacken und Brust sind entblößt. Die übrige Bekleidung besteht in Pantalons und einem mit einem Strick um den Leib gegürteten Kittel, beides vom allergrößten, ungebleichten Leinen. Hölzerne, mit starken eisernen Nägeln dicht beschlagene Sohlen, die sie unter den übrigens nackten Fuß binden, müssen oft die Stiefel ersetzen.

Das wirklich gräßliche Getöse, das diese Chaussure auf den granitnen Pflastersteinen hervorbrachte, wenn eine etwas zahlreiche Gesellschaft von Schimkys die Straße heraufkam, jagte uns Kinder allemal aus dem Beischlag ins Haus, und selbst als ich schon ziemlich erwachsen war, wagte ich mich nur mit bänglichem Herzklopfen in ihre Nähe. Ich fürchtete mich vor den wilden Gestalten, die doch niemandem etwas zuleide taten; nie habe ich vernommen, daß ein Schimky des Diebstahls oder eines ähnlichen Verbrechens beschuldigt worden wäre.

Sie waren Leibeigne, und sind außerhalb des Preußischen Staates es wohl größtenteils noch. Ihr Leben wurde kaum so hoch gehalten, wie das eines Hundes oder Pferdes. Der Edelmann, der aus Versehen oder im Zorn einen von ihnen erschlug, zahlte, ohne weitere gerichtliche Prozedur, zehn Taler Strafe, und damit war die Sache abgetan und vergessen.

Wie sie im Winter daheim es halten, weiß ich nicht, den Sommer über ist ihr Leben fast ganz das eines Wilden. Tag und Nacht unter freiem Himmel, liegen sie am Ufer des Stromes, neben den

ungeheuren, beinahe haushoch aufgeschütteten Weizenhaufen, die zu bewachen und fleißig umzustechen, um sie, bis sie eingespeichert werden, vor dem Verderben zu bewahren, jetzt ihre Beschäftigung ist.

Wenn die Sonne recht hell scheint, besonders wenn man, wie jetzt beinahe alle Leute, etwas kurzsichtig ist, glaubt man zuweilen eine seltsame, breite, ungemein prachtvolle Gestalt auf sich zukommen zu sehen; etwa einen chinesischen Mandarin, in einem ihn über und über bedeckten Mantel vom reichsten Goldbrokat; in der Nähe verwandelt sich der Mandarin in einen hinten und vorn, vom Kopf bis zu den Füßen mit breitgeflochtenen Rispen der größten, schönsten, goldig schimmernden Zwiebeln dicht behangenen Schimky, die er zum Verkaufe ausbietet.

Neben diesen Zwiebelmandarinen begegnet man auch wandelnden Bergen von Töpferwaren, und nur das von denselben ausgehende jodelartige Geschrei: „Koop-Tooply, Top, Top, koop!“ verrät den in dieser zerbrechlichen Umgebung hausenden Schimky, dessen über seinem ambulierenden Warenlager nur eben herausragender Kopf gar leicht für einen Teil desselben gehalten werden kann. An einem starken, mehrere Ellen langen Stricke werden so viele Töpfe und Pfannen von allen Dimensionen, als derselbe nur immer fassen kann, gleich Perlen angereiht; mit diesem Strick umwickelt sich der Schimky von oben bis unten so künstlich, daß die Töpfe, ohne zu zerbrechen, traubenartig übereinander liegen. Die größten, die sich nicht wohl anders anbringen lassen, trägt er in der Hand.

## DIE REICHEN POLEN.

Die eben so malerische als prächtige Nationaltracht der reichen Polen wird jetzt selten, oder vielleicht gar nicht mehr gesehen; in der Zeit, von welcher ich spreche, begegnete man ihr in allen Straßen. Den kahlgeschorenen Kopf ausgenommen, den aber schon in den achtziger Jahren nur alte Herren noch so trugen, gibt es wohl keine, die eine schöne Gestalt vorteilhafter und zugleich anständiger bezeichnete. Solch ein Starost, die hohe viereckige Mütze von Samt und Seide, ein wenig seitwärts gerückt, eine Hand am reichen Gefäß des klirrenden Säbels, mit der andern den zierlichen Schnurrbart streichelnd, den reichen seidenen Leibrock mit einer golddurchwirkten breiten Schärpe vielfach umwunden, und darüber das den Wuchs vorteilhaft bezeichnende Oberkleid mit den über dem Rücken tief herabhängenden Ärmeln, trat ein solcher so stolz einher, als ob Gottes Erdboden zu gering wäre, um seine Stiefeln von gelbem Saffian zu küssen!

Zu den fremdartigen Gestalten, welche die bunte Welt, die meine frühe Kindheit umgab, noch bunter machten, muß ich auch die Dienerschaft der vornehmen polnischen Familien zählen, welche damals einen bedeutenden Teil des Jahres in Danzig residierten; in grellen Farben phantastisch aufgeputzte Neger, sogar auch noch ein paar mißgestaltete unförmliche Zwerge in türkischer Kleidung, und als Gegenstück zu diesen in enganschließenden Jacken, über und über gelb gekleidete, riesengroße Heyducken. Sogar bis auf die Schuhe schneeweiß gekleidete Läufer, hochwehende Straußenfedern auf der Mütze, trugen mit ängstlich keuchender Brust im angestrengtesten Laufe ein kleines, zierliches Stäbchen vor der unbarmherzig schnell hinter ihnen drein jagenden Equipage ihrer übermütigen Gebieter her.

## DIE RUSSISCHEN KAUFLEUTE.

In ihrer nicht prunkenden, aber soliden, ihrem Klima angemessenen Nationaltracht sah man noch während der ersten sieben bis acht Jahre meines Lebens viele russische Kaufleute alljährlich nach Danzig wiederkehren, und ihre fremdartige Erscheinung war überall willkommen; sie und ihre kleinen, von zottigen Pferden gezogenen, von langbärtigen Iswostschicks regierten Kibitken; besonders aber die Ladung der letzteren, die großen Säcke voll silberner Rubel, mit denen alles bar bezahlt wurde, weil damals die Russen mit Wechselzahlungen noch nicht umzugehen verstanden.

Ihre Kleidung, im Gegensatz zu der weit brillanteren der Polen, war sehr einfach, ein dem Oberkörper sich eng anschließender tuchener Rock, mit ziemlich weiten Ärmeln von unentschiedener, nicht zu dunkler Farbe, über den Hüften mit einer breiten Schärpe von feinem persischen Stoff einigemal umwunden. Der untere Teil dieser Kleidung glich einem bis über das Knie gehenden, sehr weiten, oben in dichte Falten gelegten Weiberrock, dazu mäßig kurz geschnittenes, starkes Haar



und ein von einem Ohr bis zum andern reichender, Kinn und Brust ganz überdeckender Bart, der, sehr sauber gehalten, zuweilen sogar künstlich gekräuselt wurde.

Oft versammelte mein Vater eine große Gesellschaft dieser bärtigen Männer an seinem Tisch, lauter gute Freunde, mit denen er seit vielen Jahren bedeutende Geschäfte machte. Die Anordnung eines solchen Gastmahls verursachte meiner Mutter und ihrem geheimen Kabinettsrate Adam zwar einige Mühe, besonders wenn während der endlosen russischen Fastenzeit alles mit Öl bereitet werden mußte; dafür fand sie aber auch gewöhnlich in irgendeinem Winkel ihres Zimmers einen Vorrat echten Karawanen-Tee versteckt, wie ihn selbst der Kaiser von Rußland nicht besser trank, und der für Geld nicht zu erlangen war.

Anfangs fürchtete ich mich zwar vor den langen Bärten, aber diese Männer waren freundlich trotz ihres grimmigen Aussehens; sie hatten die Kinder gern, das machte mir wieder Mut. Der ärmste, abschreckend häßlichste unter ihnen war mir der liebste, ein schwarzer, zottiger, russischer Knecht, Andruschky geheiß, der jährlich mit seinem Herrn unser Haus besuchte und in demselben so bekannt war, als unsere große Zyperkatze, eine Art von zivilisiertem Bär. Stundenlang galoppierte er höchst gutmütig auf allen vieren den Hausflur auf und ab, wenn es uns einfiel, uns auf seinen breiten Rücken zu setzen; auch brachte er uns schöne Geschenke mit: steinharte russische Pfefferkuchen und kleine, fremde, fast nie gesehene Nüsse, die vortrefflich gewesen wären, wenn man sie hätte aufmachen können.

## DIE ÄRZTE.

Exzellenz wurden diese ehrwürdigen Herren betitelt, und dieses etwa nicht nur in ihren Häusern, von ihren eigenen Bedienten, sondern überhaupt im geselligen Leben mit der Welt; nur sehr vertraute Bekannte durften zuweilen es wagen, ein respectueuses Herr Doktor sich zu erlauben.

Ihr Haupt bedeckte eine schneeweiß gepuderte, lockenreiche, dreizipflige Allongeperücke, einer dieser Zipfel hing über den Rücken herab, die beiden andern wiegten sich auf den Schultern, ein goldbesetzter, scharlachroter Rock, sehr breite Spitzenmanschetten und Jabot, weiße oder schwarzseidene Strümpfe, Knie- und Schuhschnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber und ein kleines, plattes Dreieck von schwarzer Seide unter dem Arm, chapeau-bas genannt, vollendeten die prachtvolle Toilette einer solchen über Tod und Leben Gewalt übenden Exzellenz. Dazu denke man sich noch ein ziemlich starkes spanisches Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künstlich geschnitzten Meerfrau als Krückenknopf darauf, um in schweren, bedenklichen Fällen darauf Kinn und Nase zu stützen.

Noch war seit der Ankunft unserer Lehrerin kein volles Jahr verflossen, als ich an einem Nervenfieber erkrankte, schwer und gefährlich, wie man mir später sagte; ich aber erinnere mich nicht,

dabei viel gelitten zu haben. In dumpfem, halbbeußtem Hinbrüten lag ich viele Tage lang.

„Lassen Sie doch das Töchterchen ruhig im Herrn entschlafen, hochgeehrte Frau!“ erinnere ich mich deutlich gehört, und halb im Traum gesehen zu haben, daß die beiden scharlachroten Männer meine arme, ganz zusammengesunkene Mutter zur Tür hinausführten, dann ward es plötzlich Nacht und ich schlief ein unter wirren, ängstlichen Träumen.

Als ich erwachte, schimmerte die hochstehende Sonne durch die grünen Fenstergardinen; beide scharlachroten Exzellenzen saßen zu beiden Seiten meines Bettes, die Nasen bedenklich auf ihre spanischen Rohre gestützt, und sahen sehr verdrießlich aus. Meine Mutter aber kniete mir zur Seite, Kasche weinte schluchzend helle Freudentränen. Vierundzwanzig Stunden waren verflossen, seit ich meine Mutter hinausführen gesehen, und ich hatte die Zeit benutzt, mich zu aller Erstaunen gesund zu schlafen; ich war wie durch ein Wunder gerettet.

## JUDEN, MENNONITEN, DOMINIKANER.

Die schmutzigen polnischen Schacherjuden schiebe ich gern beiseite, die weder vom Leibzoll, den sie zahlen, noch durch die Bedrückung und Verhöhnung aller Art, die sie von christlichen Gemütern erdulden mußten, sich abhalten ließen, zahlreich sich einzustellen und an allen Ecken unter widrigem Geschnatter und Geschrei ihrem elenden Gewerbe nachzugehen.

Aber es gab auch noch andere alttestamentarische Gestalten außer diesen, deren würdigerer Anblick dazu mit beitrug, dem öffentlichen Leben in den Straßen eine interessante Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Erscheinungen zu gewähren. Reiche israelitische Kaufleute aus Warschau, Krakau, Posen und anderen bedeutenden polnischen Städten in ihrer stattlichen Nationaltracht, die geschäftshalber in Danzig sich einfanden; hochgewachsene Männer mit schwarzen, blitzenden Augen und echt orientalischen Zügen, himmelweit verschieden von jenem zerlumpten Gesindel. Der wohlgepflegte, tief über die Brust sich ausbreitende, oft schneeweiße Bart, die hohe, dunkle Zobelmütze, der malerische Falten bildende schwarze Talar verlieh ihnen eine auffallende Ähnlichkeit mit den gelungensten Propheten- und Apostelgestalten bildender Kunst.

Auch ihre Frauen begleiteten sie zuweilen; die Tracht derselben nahm sich freilich etwas barocker aus und machte einen sehr fremdartigen Eindruck; Röcke von schwerem, großblumigem Seidenbrokat, ein bis an die Knie reichender, unten mit Zobel besetzter Leibrock von ähnlichem Stoff und eine goldene Haube. Über der Stirn trugen sie ein ziemlich breites Bandeau, aus mehreren Reihen echter Perlen, großer, aber meistens schiefer, sogenannter monströser Perlen, das auch nicht ein Härchen sichtbar werden ließ. Eine Menge schwerer, altmodischer, goldener Ketten und Schmuck, aus allen Arten von Edelsteinen, vollen-



*Von Daniel Chodowieckis, des großen Kupferstechers, Fahrt von Berlin nach seiner Heimatstadt Danzig i. J. 1773: Die Begrüßung der greisen Mutter, einer geborenen Welsch-Schweizerin, in ihrer Kleinkinderschule; Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, erlebte diesen Besuch als kleine Schülerin*



*In der Langen Gasse in Danzig, ein anderes Blatt aus dem Skizzenbuch Chodowieckis, das heute in der Staatl. Akademie der Künste, Berlin, aufbewahrt wird. Ein typisches Danziger Straßensbild mit den „Beischlägen“ der Häuser*



deten den Putz einer solchen Tochter Zions, der aber den brünetten, schwarzäugigen Gesichtern gar nicht übel stand, so lange sie jung waren.

Übrigens herrschte in meiner zur lutherischen Konfession sich bekennenden Vaterstadt völlige Glaubensfreiheit. Die aus Holland stammenden, meist sehr wohlhabenden Mennoniten, welche in feine und grobe sich einteilten, hatten ihre Bethäuser. Unstudierte Bürger ihres Glaubens, meistens Handwerker oder Krämer, verwalteten in denselben das Predigtamt und erbauten Sonntags ihre Glaubensbrüder durch oft recht herzliche Reden. Auch durften sie ihre Kinder so spät taufen lassen, als es ihnen beliebte; ich selbst habe einmal der Taufe einer sechzehnjährigen Freundin von mir beigewohnt.



Weit malerischer nahmen die barfüßigen Franziskaner und Kapuziner in ihren mit einem Strick umgürteten braunen Kutten und der tief in das Gesicht gezogenen Kapuze sich aus, denen man häufig begegnete; seltener ließen die weißgekleideten Dominikaner außerhalb ihres Klosters sich

sehen, am häufigsten aber die barmherzigen Brüder in ihrer ganz schwarzen Ordenstracht.

Am ersten Feiertag der hohen Feste stellten regelmäßig drei derselben, demütig sich verneigend, in unserem Speisezimmer sich ein, wo wir eben zum Mittag versammelt waren. Sie brachten auf einem seltsam geformten silbernen Teller einige Blätter farbiger Oblaten mit dem darauf eingedrückten Bilde des Gekreuzigten und einer Dose mit Kräutertabak, den sie in ihrem Kloster bereiteten und zum Besten der Armen verkauften.

Mein Vater stand vom Tische auf und ging ihnen einige Schritte entgegen; wir Kinder erhielten jedes eine Oblate, er nahm eine Prise aus der Dose und legte Geld auf den Teller; die Priester verneigten sich abermals und gingen schweigend, wie sie gekommen waren, zur Tür hinaus.



# Raumnacht

Aus einer Dorfkindheit

VON RICHARD BILLINGER

*In Richard Billingers Schauspiel „Raumnacht“ ist endlich wieder das Wort eines echten, naturverbundenen Dichters auf der modernen Bühne laut geworden und hat bei den Münchner und Berliner Aufführungen begeisterte Obren gefunden. Die gleiche naturmächtige bäuerliche Welt voll unterirdischer, erdbaft-beidnischer Gewalten, hexenhaftem Zauber- und Märchenwesen, die in diesem Schauspiel mit wunderbarer Bildkraft gestaltet ist, erfüllt auch die jüngst bei Georg Müller in München erschienene selbstbiographische Erzählung des jungen österreichischen Dichters: „DIE ASCHES DES FEGEFEUERS“, aus der wir hier ein Kapitel zum Abdruck bringen.*

Nun kam die Zeit der Raumnächte bald, der Wundernächte. Der Krämer verkaufte ja schon die Larven. Ich zählte meine kupfernen Kreuzerlein, mein Geld, ich stahl mich aus dem Hause, ich öffnete die Ladentür des Krämers. Die Klingel schellte. Der Krämer, ein dickbauchiges Männchen wie ein Zuckerhütlein, ein Herings-schäfflein, grüßte mich gar freundlich, fragte nach meinen Wünschen. Die Budel glänzte, die gelbe Farbe, der Lack, gab ihr den vornehmen Spiegelschimmer. Die Waage trug die Messingschalen, die Gewichtlein staken in einer Schatulle, winzige und mächtigere, ein jedes hatte sein Nestlein, seine Wiege. Hundert Ladeln füllten, übereinander getürmt, die Wände. In den prächtigen Gläsern staken die Honigzuckerln, Zuckerstangeln, die Leckerln, die Minzenzelterln, Bockshörndeln, der metsüße Bärenbreck. Ich sagte mein Begehrt. Ich durfte nun hundert Larven betasten, vorm Wandspiegel probieren, mich in eine Welt des Zaubers ver-zücken.

Ich kaufte mir eine Larve. Sie zeigte das Gesicht eines Zwerges. Seine Klumpnase hing über die grinsenden Lippen. „Wann kimmst denn du ins Gymnasium?“ fragte der neugierige Mann mich. „Erst wann der Sommer wieder da ist“, gab ich zur Antwort. „Aft hast ja noch den Winter und das Frühjahr für dich. Bist einmal weg, fort, findst eh nimmer heim. Ist allen aso gegangen. Die Stadt frißt, was aus dem Dorfe lauft. Wie der böse Riese die kleinen Kinder. Aft scheidt er sie in die Hölle hinab, hat er sie einmal geschluckt gehabt.“

Ich schlug die Ladentür hinter mir zu, lief mit meiner Larve heim. Der Krämer liebt die Bücher nicht, tröstete ich mich. Er versteht nicht, was die Römer und die Griechen taten, die Großen, die die

Luna liebten, der Venus den Tempel erbauten. Er kennt bloß seine Gewürze. Die schicken ihm ja Afrika und Amerika, aber ihn verlangt es nicht, an die Ufer der Meere zu fahren, die Sonne über den Palmen und Dattelbäumen aufgehen zu sehen. Er versperrt sein Geld in seiner eisernen Truhe.

Der Monat November lief davon, in der Stube lebte schon das Ofenfeuer, in der Schule saß ich wie im Schlafe. Der Pfarrer, ein perlenbesticktes Kräglein um den Hals, verlangte von mir auch die eingeklammerten und nicht mehr gar so merkwürdigen Gesetzlein des Katechismus, ich lernte sie auswendig, ich blätterte aber, so oft ein Zukunftshauch meine Seele labte, im Buche mit den lateinischen Wörtern, das ich stets in meinem Schulpacke, dem Ranzen, mittrug.

Der heilige Nikolaus legte Äpfel und Nüsse in die Schüssel, die wir auf das Fensterbrett unseres Flures stellten. Er war ja kein mächtiger Mann, die Bauernbuben sahen ihn gar nicht, er gehörte den Kindern der Stadt.

Ich hörte schon das Kuhhorn, der Knecht blies es unter dem Hoftore. Die Fastenzeit war da, die welke Wochenmuhme, von Magd und Knecht nicht geherzt und begrüßt. In der Kirche predigten Pfarrer und Kaplan von dem anklingenden Weihnachtsfeste. Bald fiel die Schneeflocke. Ich fuhr auf dem Schlitten, der Schneeball sauste an mein Ohr, die „Pudelhaube“ krönte meinen Kopf, die dickgestrickte Wollmütze, und die Fäustlinge, wollene Handschuhe, sollten meine Hände vor dem Froste schirmen. Zwischen die Fenster wurde das grüne Moos gelegt. Die aus dem Bilderbuche geschnittenen „Mandeln“ zierten diese üppige Fensterweide, das Krippenkindlein empfing da mit Maria und Josef schon die heiligen drei Könige, Schafe trieben die Hirten zu dem Stalle von Bethlehem.

Auf dem Schusterweiher saß das dicke Eis. Mit unseren Schuhen liefen wir über diese schöne Wassertenne, wir gaben uns erst auf dem Felde den Anlauf, glitten vom Ufer ab über die Eisedecke, wie schwebende Eismännlein und Winterweiblein, wie von den Herzflügeln getragene, bürdelose Vögel.

Der Mesner verachtete mich. Ich hatte seit vielen Wochen schon seine Abendstube nimmer be-



*Teufelsmaske (Perchtenmaske) aus Tirol*



*Hexenmaske (Rauhnachtsmaske) aus Tirol*

*Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin*

sucht. Ich lief zum Inn. Sein „totes“ Auwasser trug auch die Eisdecke, der Steindamm wehrte die Fluten ab. Der Vater liebte das Eisschießen. Ein eisenbereifter Holzklotz wurde erst mit der Faust geschwungen, zur Wucht, der auskreisenden, seines Leibes getrieben, dann auf die glatte Eisbahn geschleudert, zur „Taube“ gejagt, einem kleinen Holzwürfel, der das Ziel darstellte.

Nahe am steil abstürzenden Innufer hatte ein Bauer seinen Hof. Er hatte den Namen auf seinem Türbalken eingeschnitzt. Er hieß Balthasar Roßgotterer. Sein Sohn war mit dem Namen Alois getauft. Das Weib des Bauern war gestorben. Eine Köchin beschenkte den Ofen mit Feuer, deckte den Tisch des Bauern.

Ich schaute dem Eisschießen zu. Ich fror, hob bald den rechten Fuß aus seiner Schneestapfe, bald seinen linken Gesellen. Alois' Vater war der dickste Bauer viele Stunden weit. Er liebte nicht mehr die Arbeit, auch das Eisschießen war seinem Leibe schon zu mühsam geworden. Er ging von dem Schneeanger wieder in seine Stube, er lud mich zu Brot und Fleisch und dem Haustrunke ein. Voll Freude ging ich mit dem Manne, ich kannte seine Stube noch nicht, von der mir Knechte schon erzählt hatten. „Was ist denn heut für ein Tag?“

fragte mich der Bauer. Mich verwunderte sehr diese Frage. Sollte es der Bauer nicht gehört haben, daß heute nacht die heilige Mette gehalten, morgen der hohe Christfeiertag gefeiert würde? „Der heilig Abend kommt“, antwortete ich. „Das hat dir der Pfarrer gesagt“, erwiderte der dicke Bauer. „Die größt Rauhnacht ist!“ Er flüsterte, voll der scheuen Ehrfurcht, diese Worte. „Habts ihr daheim gar den neumodischen Christbaum?“ Der Bauer zog mich wohl auf, er wollte mich verspotten. „Den gibts grad nur in den Häusern der Stadtleute“, sagte ich.

Die Stube erfüllte die behütete, warme Luft. Auf der Wandbank arbeitete der Körbelflechter. Die roten Zweige der Weide flocht er zu Körben und Tragetaschen, den „Zögern“. „Das hat der im Zuchthaus so schön gelernt“, unterrichtete mich der Hofherr. Auf die Tür, die wohl in die Ankammer führte, war ein Käuzlein genagelt. Seine Flügel waren ausgespreizt, als möchte es davonfliegen.

Mitten in der Stube standen prallgefüllte Getreidesäcke. Ein Strick band sie zusammen.

„Das ist heut auf die Nacht mein Sitz“, belehrte der Alte mich. „Um die Körndelsäck tanzen die Vergewandeten, die verummten Leut, die

Rauhachtler, und singen und sagen ihre Spruch.  
Aft kriegen sie das gut Tischessen!“

Ich lauschte mit wachen Ohren dem Munde des heidnischen Bauern. Es lebten nur noch wenige Altgläubige im ganzen Innlande ja, Leute, die die Bräuche der Ahnen feierten, um die Kirche und ihre Heiligen sich wenig kümmerten. Dieser Innbauer wurde in den Rauhächten aus vielen Dörfern besucht, an seinem Tische brauchten die Eheholden nicht zu beten, an der Türwand hing kein Weihbrunnbecherlein. Meine Muhme hatte den Bauern gelobt, ihm einen ihrer schönsten Äcker, der seinem Hofgrunde anrainte, geschenkt. Vielleicht lud mich der Dicke so gastlich in seine Stube, um die verschollene Muhme zu ehren, in deren Bann und Spruch ich ja gestanden hatte. Äpfel, Birnen, Nüsse, eine Schüssel voll, stellte die Küchenfrau jetzt auf den Tisch, den Teller, gefüllt mit dem gebratenen Schweinefleische, trug der Gastfreundliche selbst herbei. Er wetzte ein Messer, groß wie die Hacke oder das Beil, an einem Wetzsteine, er schnitt mir das Fleisch in Stücke und Bissen, als wäre ich des Riesen Kind, seinem gewaltigen Leibe entsprossen.

Der Krämer öffnete die Stubentür. Er trug einen Korb unterm Arm, er stellte seine Last auf die Bank. Er brachte die dicken, ellenlangen Rauhachtskerzen. Der Bauer legte aus seinem Beutel zwei Silbergulden auf den Tisch, er steckte die Kerzen auf die eisernen Spieße und Träger, die schon auf der Wandbank vor jedem Fenster standen. „Wo die Kerzen heut brennen, laufen die Tanzenden in die Stuben.“ Der Krämer horchte nicht auf die Worte des Kerzenkäufers, er blickte mit giersüchtigen Augen auf meinen gefüllten Teller. Der Bauer aber lud ihn nicht an den Tisch, er nickte jetzt zum Fenster, deutete wohl jemandem, in die Stube zu treten. Der Moritatenänger schaute aus dem Flur und er zeigte seine Bilderstange, auf der die Feuersbrunst, der Galgen, ein Gemordeter an einer Hochzeitstafel, der Räuber Gneißl, der der Wiege eben das Kind entreißt, um es an der Wand zu zerschmettern, dargestellt waren.

Der Moritatenänger leierte jetzt sein Rauhachtsgesangl, ich kannte es ja, alle Jahre wurde es auch in unserer Stube von dem Manne dargebracht:

„Ein Bauer, namens Martin Stiel,  
versoff sein Geld im Kartenspiel.  
Er schlug sein Roß im bösen Zorn,  
zerbrach der Kuh das heilig Horn,  
er gab der Heun das tote Korn,  
er sprach zum Teufel: „Tritt herein

und tu mir meine Stuben weihn,  
mich reuet lang schon Seel und Glaub,  
ich hab vollbracht einen Monstranzenraub,  
mein Hund, der laufet rüdig schon,  
mein Knecht, der wartet auf den Lohn,  
ich bete keinen Rosenkranz,  
ich lad die Hexen ein zum Tanz!  
Weil heut die große Rauhacht ist,  
wird zum Gebot die Lug und List,  
Dreifaltigkeit, die trauert allein  
in der Ewigkeit auf einem Stein.“  
Ein Bettelweib der Baur vertrieb,  
er sparte nicht Hundsbiß und Hieb.  
Das Bettelweib, das lachte schrill  
und rief: „O Bauer Martin Stiel,  
los zu, du Baur, deinen Tieren heut,  
die Nacht dich aft dein Lebtag reut!“  
Der Bauer schlich sich in den Stall  
und paßte bis zum Glockenschwall  
der Mitternacht. Da rief der Stier:  
„Huah! Bald sind erlöset wir,  
der Bauer stirbt im neuen Jahr!“  
Da sangen Ente, Gans und Kuh,  
es lag ein Jubellied im Stall  
als säng im Busch die Nachtigall.  
Der Bauer, der ergrimmete sehr,  
fiel übere Stier mit dem Stocke her  
und schlug ihn, bis das Blut er sah.  
Gestorben war's Halleluja.  
Den Strick, der den Stier band am Barren an,  
hatte zernagt eines Mäusleins Zahn,  
der Strick, der riß, der Stier war frei,  
da war's mit des Bauern Leben vorbei.  
Der Stier, er stieß mit seinem Horn  
den Bauern zutod auf seinem Korn.“

Der Krämer empfahl sich mit seinen zwei Gulden, der Moritatenmann schob Brot und Fleisch in seinen Beutesack, er hastete aus der Stube, um den Weg zum nächsten Bauerntore zu suchen.

Balthasar Roßgotterer, der Bauer, hatte einen zinnernen Teller mit Wasser gefüllt, er stand vor seinem Wandgötzelein, dem Spiegel, schäumte seine stoppelbesetzten Wangen ein, sich den Bart zur Feier der wundersprießenden Nacht zu scheren. Alois, sein Sohn, trat aus der Ankammer. Er gähnte, reckte seinen Leib. Der Winter begräbt den Bauern, seinen Acker und sein Arbeitsgeräte mit dem Schneehimmel, gleich dem Dachse verschläft der Bauer den Tag, beträumt er die Nacht, er freut sich, öffnet so eine Nacht, wie die heutige war, die Tore zu dem schaubaren Glanze der Gebräuche. Ich sprach ja auch noch die Namen Wodan und Freia aus, es trugen diese Namen

als Anrufe überall jetzt die Hunde, so tief verbargen sich der einst die Eichen zählende Gott, die spindelschirmende Göttin.

„Um den Most gehst in den Keller!“ schaffte der Vater seinem Sohne Alois. „Der Körbelmacher mag auch den Schluck!“

Alois kümmerte sich nicht um den Befehl seines Vaters. Er schmirgelte, putzte, rieb seinen Gewehrlauf rein. Heute nacht wurde in den Himmel geschossen, daß die schlafenden Krähen vom Neste jagten, die Eulen aus den Scheunen flogen, die Sterne ihre goldenen Pfeile gegen die Sonne schütteten. Der Bauer schnob und grunzte, ein Knechtlein, ein behöckertes und sommersprossiges, war mit dem Mostkrüge aus der Tür geeilt, dem Bauern untertänig. Ich saß still bei meinem Teller, bei der zweizinkigen Gabel und dem beingriffigen Messer, bei dem Brotlaibe, groß wie die halbe Erdkugel, bei dem das weiße Schmalz schwitzenden Schweinebraten, ich glaubte, hier bleibst du, Priesterlein, Heiligbüblein, hier schmeckt die Stube wie nirgendwo, hier sitzt die unverschreckte Spinne im Stubenwinkel statt des Kruzifixes, hier pochen nicht die armen Seelen des Fegefeuers an die Fensterwangen, hier verhallen die Posaunen der alten Propheten, hier sitzt Jesus Christus als der Bettler am eichenen, für die Ewigkeit gezimmerten Stubentisch. Korn sack, der Weizensack, der Hafersack und die Stümpfe und Ballen der Hühner- und Bräuergerste, sie protzen inmitten der Stube zusammengeseilt, und der Bauer wird heute in der Nacht sie besteigen, die Larve vorm Gesichte, die Vermummten, Knechte und Mägde der Nachbarhöfe, singen zur Stube herein und tanzen um ihren Rauhnahtskönig.

Es klopfte an die Tür. „Heda!“ brüllte der Spiegelgucker. Aus dem Flure trat der Gemeindediener. Er meckerte, ihn plagte die Scheu vor dem Bauern. Er vermeldete:

„Mit Vergunst und dem Verlaub! Melden lasset der Bürgermeister den Baur in der Gemeinde und Pfarrei, der heilige Abend kimmt heut. Der Erzabt selber vom Kloster an dem Inn haltet in unserer Kirchen heut die Mitternachtschrimetten. In unserer Kirchen wird die Predigt und der groß Orgeldienst sein. Es soll die Rauhnaht darum heut nit sein, soll keins herumziehen als der Teufel oder die Hex, sollen die Bauern und ihre Dienstleut heut nit urassen, als da ist: fressen, saufen und 's über die Not tun, sie sollen's Tanzende nit abhalten, nit schießen vorm Hoftürl mit der Schrotbüchsen und 's Kuhhörndel nit blasen! Das vermelde ich in deiner Stuben, Bauer Balthasar Roßgotterer!“

Der so schön Angesungene sott in seiner Wut. „Der Bürgermeister soll mich —“ antwortete der Bauer. „Hat gar nie nöt so eine Rauhnaht gegeben, wie heut eine zeitig wird. Euer Metten könnt's in der mausstillen Kirchen abhalten. Zwölf Rauhnaht gibts, Wundernacht! Das sagst dem Hanswursten, dem Bürgermeister. Und grad heut, drei Tag nach der Wintersunnenwend, ist die größte! Hast auf dem Hausfirst nöt den nacketen Roßschädel dir angeschaut? Der Bauer da, und der drüber dem Inn, im Bayrischen, der bleibt, was er sein tut, der Raufete, der Saufete, der Tanzete, wann die Zeit dafür, wie heut, da ist. Er laßt sich nöt umblasen, umbeten, er laßt 's Mooshemdel seinem Stadeldach. Da, das schau dir jetzt an!“

Der Alte sperrte ein Türlein auf, da zu einem Wandkästchen führte. Er hob eine Schachtel daraus, die „Sparen“, nahm den Deckel ab, zeigte eine Holzlarve, die vergoldete Maske des Rauhnahtskönigs. Sie stellte das Gesicht der Sonne dar, die Strahlen entblühten dem Antlitze nach allen Seiten.

Der Bauer stülpte sich die Larve vor das Gesicht, er stieg auf seinen Säckethron.

„Jetzt tanzt in die Stuben, Bauerndirnen. Bauernknecht! Auf dem Tisch dort liegen die Krapfen! Die gehörn euerm Buckelkorbtrager!“

In die Stube trat die Fischerstochter. Sie sah den Rauhnahtskönig, sie schüttete ihr Lachen aus. Der Gemeindediener entlieff.

Der Bauer hob die Maske vom Antlitze, kletterte von den Säcken herab.

„Bringst den Fisch, han?“ Der Alte schnappte mit seinem Maule. „Hast gar den Waller, oder den Huchen?“

„Der Vater brauchet den Körbelmacher“, stotterte das Mädchen. „Ist ihm 's Fischkörbel hin worden, zerbrochen.“

„Flickst ihms halt, Körbelmacher! Deine Kraxen laßt da! Ich geh jetzt ins Wirtshaus geschwind. Haben dort die neuen Spielkarten gekriegt. Auf die Nacht bin ich da. Wann 's Kuhhörndel blast, die Hex den Kittel hebt, der Teufel die Gebetglocken läutet. Alois, du hütst derweilen das Haus. Keinem Bettelmann heut zu wenig geben! Kennst es nöt, ob's der Eichene nöt ist, der Einaugete, der Hundlocker, der Rössermann!“

Der Bauer schlüpfte in seinen Pelzrock, er setzte sich die Winterhaube auf, band um die Schuhe den Hadern, um auf den glatten Schneepfaden nicht auszugleiten. Jetzt nahm er seinen am Handgriff gegabelten Stock, tat einen Schluck aus dem Mostkrüge, wischte sich den Schnauzbart, seufzte als qualte ihn das Bangen vor der Luft draußen,

der himmelfrischen, er sog noch einmal den warmen Stubenodem in seine Lungen und stapfte aus der Stubentür.

Der Körbelmacher legte jetzt sein Werkzeug aus der Hand, er rastete. Die Fischerstochter hatte das Wandspieglein gelockt. Sie schaute ihre Zähne an, sie reckte die Zunge aus dem Maule, sie lachte wieder, sie erschrak, als zeigte jetzt der Teufel im Spiegel sein Gehörndel.

Alois, der Sohn des Bauern, stellte seine Büchse in den Kasten, packte mit schneller Hand die Irre, stieß sie zur Tür der Ankammer.

„Der Vater kimmt!“ rief die Erschreckte, sie entkam dem jungen Bauern, sie lief in die offene Küchentür, schlug sie zu. Alois fluchte. Ich hatte noch nie satansschönere Flüche gehört. Er rüttelte an der versperrten Küchentür, er spie sie an. Ich schlüpfte von der Bank unter den Tisch, ich glaubte, jetzt berste der Schneehimmel, der Blitz setze sich feuernackt in diese Bauernstube.

Der Innfischer trat jetzt aus dem Flur. „Ist meine Tochter nit da?“ Er hatte den roten Bart zu einem Knoten geknüpft. Sein Stock wurzelte in einem fingerlangen, eisernen Speiß.

Der Körbelmacher sagte flink, seine Stimme klang wie die eines Weibes: „Grad eben ists heim, deine Tochter. Braucht mich der Fischer?“

Der Rotbebartete nickte. „Gehst gleich mit!“ antwortete er. „Hast den rechten Jammer aber mit einer Narrischen. Mußt alleweil aufpassen. Heut gar! Wo die Rauhacht kimmt! Heut brauch'ts Nackete keinen Pelz. Fangt der Nebel schon an zu reiten. Sitzt der Alte schon auf seinem Roß. Mögen die Hund nimmer in der Stuben bleiben. Hängt sich der Teufel ans Kreuz.“

Alois hatte dem Innfischer den Rücken gekehrt. Sein Gesicht zerbissen die Spinnen des Bösen, ich flüsterte, ich betete den Ruf der Litanei: „Von allen Übeln erlöse uns, Herr!“

Der Innfischer sagte: „Bauer, was raitst? Was bist der Still? Du stinkst. Jetzt wachst der Schlecht bei dir drinnen. Ich schmecks. Tut schier die Finsternis dir helfen, bist anpanzert von ihr. Heut ist d' Rauhacht.“

Der Körbelmacher und der Vater der Irren gingen aus der Stube. Ich wagte jetzt nicht mehr, mein Versteck zu verlassen. Ich saß ja wie in meinem Häuschen, die Füße des Tisches zeigten die rotbemalten Ziergeschwülste, Mäusekot lag wie angesät in diesem mir vertrauten Palaste des Stubendunkels.

Die Fischerstochter hatte wohl die Tür wieder entriegelt, sie schritt über die Schwelle. Sie bog sich vor Lachen. Alois faßte die Lachende um den

Leib. Die Gefangene öffnete den Mund. „Tust mir was?“ flüsterte das Mädchen. Die Worte klangen nicht, als möchte das Weib sich noch vor dem Manne wehren. „Mein Vater hat mich heut wieder gehaut, gar aso geschlagen!“ klagte die Irre. „Er hätt gern unsere Sau abgestochen. Aber das lang Stechmesser hab ich versteckt. Im Kittelsack hab ichs. Da!“

Die Fischerstochter zeigte das Messer. Es stak in der ledernen Hülle. Sie zog es heraus. „'s schneeweiße Messer ists“, flüsterte das tolle Mädchen. „Nimms in deine Hand, Baur! Hast eh noch gar nie nöt so ein Messer in der Hand gehabt, Baur, junger, du Betthupfer, Fensterklopfer, du Nachtbeter!“

„Magst in die Ankammer da schau?“ Der Bauernsohn besaß jetzt die Stimme einer Taube. „Ist nit kalt da drinnen, vom Ofen da hat die Kammer noch den Schlauch. Mein Bett stehet drin. Hat vier Füß, das Bett, hat von hundert Gäns meine Zudeck die Federn. 's Lailach hat die Hex gewebt, hat kein Knötel oder dickes Faltel. Kimm!“

Die Irre erhob wieder das Gelächter. Sie sagte jetzt schnell, als schnatterte eine Ente:

„Das Zwergenmandel  
zeigt das goldene Gwandel.  
Hab den Fisch im Pfandel,  
mag nits Zwergenmandel.“

Vor der Flurtür standen wohl schon die Rauhachtmusikanten. Es schallte und dudelte, es blies leise und wie vom Satane gemeistert.

„Die Spielleut!“ jubelte der Bauernsohn. „Von drüben sinds, die Bayrischen! Haben alle das rote Fuchsschwanzel auf ihrer Hauben. Sie mögen keinen Krapfen. Grad nur 's Geld. Den Beutel da mit dem Kartengeld kriegens. Weil s' so schön das Spielen können, die Bayrischen.“

Er öffnete die Stubentür. „Gehts einer in d' Stuben!“ rief der Zauberbeschenkte. „'s Geld kriegts! Da! Für zehn Maß Bier habts 's Geld! Jetzt tauchens an. Juhu! Hörts es, der Schellenläuter, der Glöckelschwinger, der Dudelsackpfeifer, der Hörndelblaser! Juhu!“

Die Fischerstochter hatte den Stubenkasten jetzt geöffnet. Sie starrte hinein. „Da drin! Jei!“ rief sie verzückt.

Der rauhachtstolle Bauer nahm jäh jetzt die Riesenlarve eines Kuhhauptes aus dem Kasten, setzte die Kopfmaske der Irren auf, stülpte sie bis zu dem nackten Hals des Mädchens.

„Bist jetzt die Hörndlete! D' Kuh!“ kreischte Alois, er setzte selbst sich eine Teufelsmaske auf. „Wer bin jetzt ich? Der Nackete! Der Teufel!“

Die Fischerstochter taumelte, sie brüllte vor Lachen. Sie hopste durch die Stube, die Verzückerung ergriff sie, sie erhob ein helles Singen, schwieg jäh, reichte ihrem Stubengenossen das Messer.

„Da! Da! Tus! Stich! Mich stich! Mich stichst! Mit dem schönen, langen Messer!“ Die Tolle girrte, sie flüsterte, als verbrenne sie das Feuer der Wollust.

Alois wich von dem Weibe jetzt zur Flurtür. „Die Narrische!“ schrie er, bebte in der Furcht, schluckte, als müßte er im Inn schon ertrinken.

Das Weib lief in die Bettkammer. „Du kimmst!“ Es stöhnte diese Worte, es blühte das grüne Feuer aus den offenen Augen des Mädchens, das rote Herz tanzte, so meinte ich, aus den Rippen der Irren.

Lauter erscholl vor der Stubentür die Musik der Rauhachtsmusikanten. Es blies, es gellte, es pfiß, es schalmeite, die Töne flogen wie das goldene Gespinst in alle Winkel der Stube, die Vorhänge der Fenster hoben an sich zu rühren, die Bänke begannen zu tanzen, der Mostkrug schüttelte seinen Bauch, plumpste auf der Tischdecke her und hin.

Jetzt rief der Verführte um Hilfe. „Vater!“ schrie der Bauernsohn. „Helfts! Ich bring die Larven nimmer weg, ist mir angewachsen! Auweh!“

Alois klammerte sich an die Tischkante. Der Wind wollte ihn in die Bettkammer zerren, die Froschfinger der Satanin griffen nach dem Bauern, jetzt, wie vom dächerabwehenden Sturme getragen, stolperte und stürzte der Teufelsbesiegte zu der fallenden Irren, die wie der silberschuppige Fisch, nackt von der Schwelle der Bettkammer winkte, die das Messer in ihrer weißen Hand küßte.

Zufiel die Tür der Ankammer. Der Schrecken hatte mich auf seine Bahre gelegt, ich vermochte nicht meine Lippen zu einem Geschluchze zu öffnen.

Die Flurtür öffnete sich. In dem Tanzschritte kamen die Musikanten in die Bauernstube. Sie spielten leise, wie mit dem hauchberaubten Munde, den Dudelsack, die Flöte, sie schlugen den Triangel, sie schüttelten die Glöcklein. Sie tanzten um die zusammengeschnürten Getreidesäcke, die Fuchsschwänze baumelten von den Hauben und den Mützen, die langen Nasen ihrer Larven nickten. Nach ein paar Atemzügen waren, lautlos wie die Gespenster, die meine Bücher die „Dämonen“ nannten, die Tanzenden aus der Stube geschritten, verschwunden.

Ich bat meine Heiligen, alle Engel, mich aus der Bauernstube zu führen. Die Nacht hatte sich schon

vor die Fenster gestellt. Ich verstopfte mit meinen Fingern die Ohren. Ich hörte noch das Schreien der Irren aus der Ankammer. Stach mein Vater das Schwein, die geduldige und fromme Stallsau ab, hielt ich auch die Ohren mir zu, lief über die Wiesen davon. Heute war ich in der Stube des Bauern Roßgotterer gefangen. Ich glaubte, der Tod wetze sein Sichlein, das Sterben müsse jetzt mein Herz lernen. Kam kein Knecht heute in die Stube? Alle Eheholden hatte die Rauhacht berührt, verzaubert, in eine Tanzstube wohl schon gelockt. Keine Katze strich ihr Fell am Tischfuße. Die Mäuse liefen über meine erstarrte Hand.

Die Stubentür wurde geöffnet. Der Bauer kam heim. Die Träne des Glückes rollte über meine Wange. Jetzt war ich gerettet, aus dem Banne geholt, von der Bezauberung erlöst, die die bösen Geister über mich, das Heiligbüblein, verhängt hatten.

„Alois!“ keuchte der heimgekehrte Bauer. Er stolperte, fiel nieder. Er hatte sich im Wirtshaus den Rausch gekauft.

„Teufelshund du!“ fluchte der Gestürzte. Er rutschte auf den Knien zum Tische, er fand die Stütze, er vermochte sich zu erheben.

„Warum habts denn die Leuchter nüt aufs Fensterbrett gestellt? Habts keinem Docht 's Feuer geschenkt!“

Der dicke Bauer entzündete ein Schwefelholz, setzte den Kerzen ein Flammenmützlein auf. Er pustete, er schnob, er keuchte. Er mußte einen viele Zentner schweren Rausch heute heimgetragen haben!

Die Leibschmerzen plagten den Kerzenanzünder. Der Bauer lief jetzt, so flink er es vermochte, zur Flurtür, er floh aus der Stube.

Jetzt wollte ich meinem Verstecke entschlüpfen. Ich rutschte unterm Tische, meine eingeschlafenen Füße schmerzten, ich mußte meine Lauscherhöhle verlassen.

Aus der Ankammer trat Alois, der Bauernsohn. Das Kerzenlicht beschien sein Antlitz. Seine Haare waren zerrüttet, sein Gesicht hatte den Schein, den die Toten auf dem Prunkschragen zeigen.

Aus der Stube lief eine Stiege unter das Dach des Hauses. Die Falltür schloß den Heuboden von der Stube ab. Der Körbelmacher hatte seine „Kraxen“, ehvor er mit dem Fischer die Stube verließ, über die Stiege in das Heuverließ hinaufgetragen, in diese Gästestube des Bauern. Der Bauernsohn lief jetzt die Stiege empor, er stieß die Falltür auf. Strohbindel kollerten über die Stufen und Staffeln herab. Der Eilige sprang mit einem Satze in die Stube, er schleppte die Strohballen in

die Anammer. Er holte die Petroleumkanne, die Pitschen, aus der Tischecke, er lief erst wieder die Stiege empor, nach zwei oder drei Augenblicken sprang er schon wieder in die Stube, schlüpfte in die Bettkammer.

„Er zündet das Haus an“, sagte ich zu mir selber, als gäbe ich diese Worte einem Fremden.

Der alte Bauer fand wieder seine Stubentür. Er schnürte noch seinen ledernen Hosenriemen um den Leib.

Der Innfischer trat ein. „Meine Tochter kimmt nit heim“, klagte der Mann. „Ists nit bei euch da?“

Balthasar Roßgotterer begrüßte seinen Nachbarn. „Ja, der Innfischer!“ sagte er. „Deine Tochter suchst? Die hat der Teufel heut in sein Bett getragen! Hörst es? Schon blasen die Kuhhörndel, schon tuns überall vorm Hoftürl ihre Büchsen abschießen! Kein Mensch geht in die Christmetten heut! Gelt, Innfischer?“

Alois schritt jetzt aus der Anammer. Er versperrte die Tür.

„Hast meine Tochter nit gesehn?“ frug den Bauernsohn der Fischer.

„Die Narrische!“ sagte der Angesprochene verächtlich.

„Ja, die Narrische! Du Bauernlump, du mistiger! Was hütst denn die Tür? Hast wen drin? Laß mich da nachschaun!“

„Ist seine Bettkammer“, gab der Bauer jetzt zur Antwort.

Der Fischer ging zur Tür, zu der versperreten. „Wen hast drin, han?“ Er wollte den Jungen fortstoßen, aber da saß die Faust des Bauernsohnes schon in seinem Gesichte. Jetzt erwachte der Zorn des Innfishers. Ehe sich Alois zu schützen vermochte, schlug der Ergrimme ihn zu Boden, er stieß die Tür der Bettkammer ein.

Der Körbelmacher schrie aus dem Flure: „Baur, bei dir brennts!“ Er eilte über die Stiege zum Heuboden empor, hüpfte mit seiner geretteten „Kraxen“ auf den Stubenboden.

„Rennts! Reints! 's Feuer ist da!“ schrie er, entkam der Stube.

Ich hatte auch mein Bergnis nun verlassen. Ich wollte heimeilen. Aus der Tür der Bettkammer glühte die Lohe. Der Fischer taumelte aus dem Feuerstättlein. „Umbracht hat er sie! Derstochen! Mit dem Messer da!“ Er zeigte das lange, jetzt blutnasse Messer.

Der Bauer ächzte. „Alois!“ Er hatte den Fliehenden am Rocke erwischt, er kämpfte mit seinem Sohne. „Was hast getan, han? Die Fischertochter derstochen? 's Haus mir aft anzunden, daß sie verbrinnet?“

Der Bauernsohn entwischte den Händen des Alten. Er lief aus der Stube. Der Fischer aber eilte dem Mörder nach: „Ich derwürg dich, Hundsdarm!“

Der Bauer sah jetzt mich. „Du bist da?“ Er griff nach mir, ich wollte dem Zutappenden entweichen. Der Alte hatte mich aber schon gepackt.

„Hilfst mir auf da, auf die Säck, ich muß meine Larven fürs Gesicht tun. D' Rauhachtler laufen gleich an!“

Ich mußte den Worten des Irregewordenen folgen. Ich trug flink die goldene Maske herbei, ich reichte sie dem Rauhachtkönige. Der stülpte sich die Larve vor das Gesicht, er stützte sich auf meine Schulter, er erkletterte seinen Säckethron.

Der Fischer stand wieder in der Stube.

„Hast ihn derwisch?“ lallte der geschmückte Alte. Der Vater der Ermordeten zeigte seine Fäuste. Er sprach kein Wort.

„Derwürgt hast ihn“, murmelte Balthasar Roßgotterer. Der Fischer nickte. Er blickte auf die Bettkammer. Wie voller roter und heiliger Flammen stand jetzt das Gemach, ein Blutbrünlein sickerte über die Schwelle in die Stube.

Vermummte tollten schon an. Sie jubelten, sie schrien: „'s Feuer! 's Feuer! Die Rauhacht ist!“

Sie tanzten um den Getreidethron, hexenvergewandete Mägde hoben ohne Scham ihre Kitteln, sie schrien und kreischten. Die Fuchsschwanzbemützten kamen wieder, die bayrischen Musikanten, sie bliesen und tschinnelten und glöckelten, als säße der Satan selber auf den Getreidesäcken.

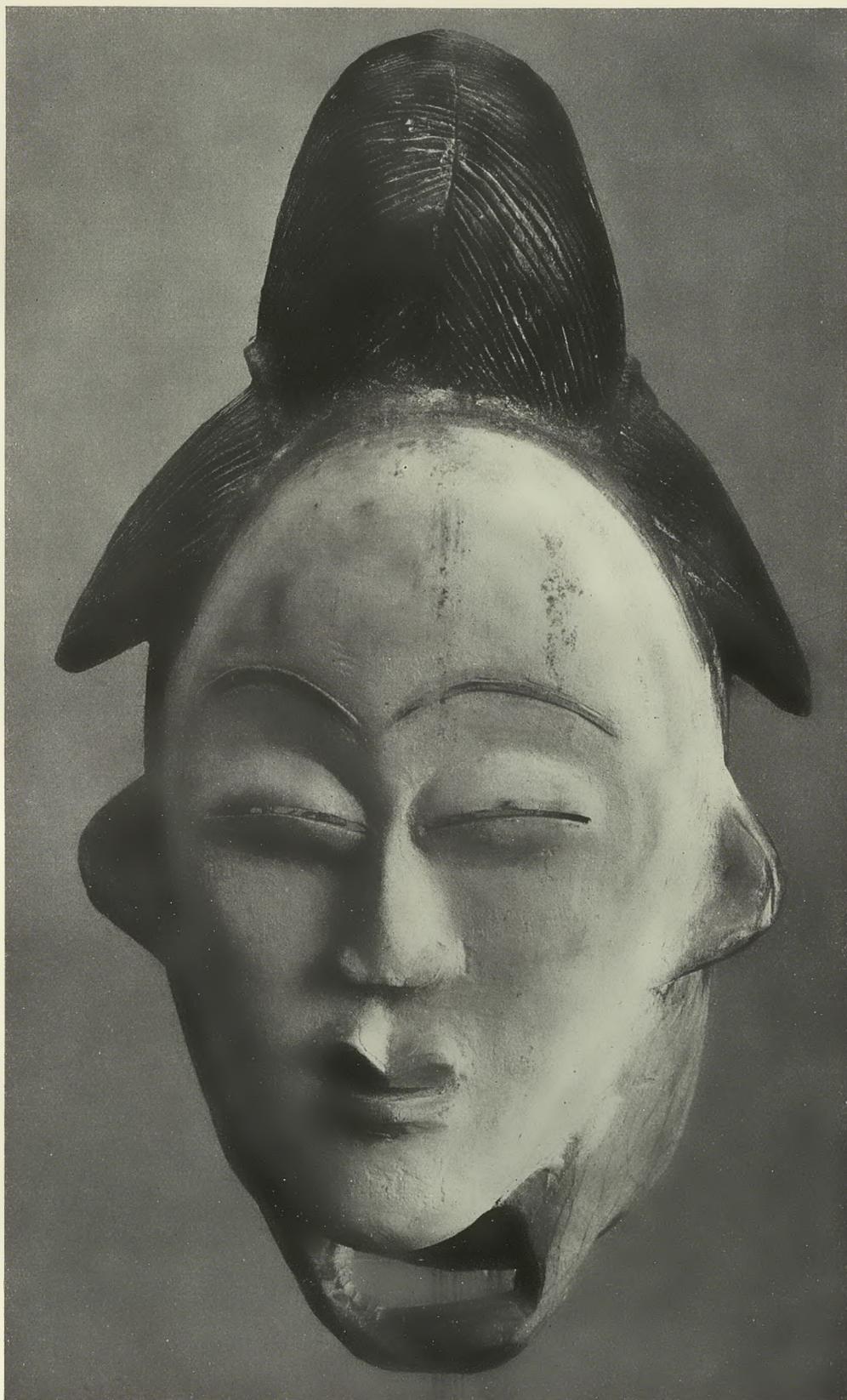
Ich lief heim. Immer wieder schaute ich mich um. Jetzt schlug die Flamme aus dem schneebedeckten Dache des Bauernhauses, die Kirchenglocken wurden wach, das Horn des Feuerspritzenwächters ergellte.

Die Elternstube stand leer. Die heilige Mettenkerze brannte auf dem Tische. Vater und Mutter, alle Dorfleute begafften die Feuersbrunst.

Auch die Stube des Mesners fand ich verlassen. Ich setzte mich an den Tisch. Ich zählte die Pendelschläge der Uhr. Ich zählte die Stunden, die jetzt das Hämmerchen ankündigte. „Elf Uhr! Bald müssen die Glocken die Christmetten einläuten.“

Der Mesner war wie eine Katze in seine Stube geschlichen. „Hast es schon gehört?“ Es brannten schier seine Lippen, die eine solch fette Botschaft bringen konnten.

„Der Roßgottererhof ist verbrunnen. Der Alte selber auch. Sein Sohnbub hat die narrische Fischerstochter derstochen. Hätt alls gern vertan und verwischt, hat drum sein Vaternhaus anzunden. Bet, Heiligüberl, bet für ihre armen Seelen!“



*Negerkunst in europäischem Privatbesitz.*

*Neben die von den Völkerkunde-Museen nach ethnographischen Gesichtspunkten gesammelten Schnitzwerke der Neger sind in letzter Zeit wichtige Privatsammlungen getreten, bei denen — wie unsere Abbildungen zeigen — das künstlerische Interesse leitend war.*

*Fig. 1. Maske aus Franz. Äquatorial-Afrika (Balumbo).*

*Sammlung von der Heydt.*

# Negerkunst in europäischem Privatbesitz

VON ECKART VON SYDOW

Es ist noch gar nicht lange her, daß Schnitzwerke der Naturvölker ihren Eingang in europäische Privatsammlungen gefunden haben. Vor einer Generation erst begann die Kunst der Primitiven die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zu ziehen, als in Paris und Dresden die moderne Kunst in die Richtung des *Expressionismus* einschwenkte. Es war eine Zeit der unruhigsten Gärung, des Suchens und Versuchens, überall mit dem Ziel, einen neuen Stil zu finden, der monumentaler und zugleich persönlicher wäre, als der Impressionismus. Man mag über die mannigfachen Versuche der Pariser und Dresdener Gruppe, die in Frankreich und Deutschland die Führung hatten, denken wie man will, soviel bleibt auf jeden Fall von ihrer unendlich angespannten und vielseitigen Arbeit bestehen, daß in ihrem Verlaufe eine ganz neue Kunstwelt wiederentdeckt wurde: die Kunst der Primitiven. Der Rückgriff tief ins eigene Ich förderte vielfältig urtümliche Schichten an das Tageslicht, die unter der Decke des Bewußtseins geschlummert hatten. Alles, was mit Archaik zusammenhängt, wurde aus der rein historischen und etwas abschätzigen Betrachtung in das helle Licht gegenwärtiger Anteilnahme gerückt. Gerade das Monumentale und vielfach noch Unaufgeschlossene, wie es die archaischen Kulturen lieben, erfuhr — wenigstens im Nachleben — eine Renaissance intensivster Art.

Als Favoriten lagen in vorderster Reihe die Werke der Naturvölker in Afrika und in der Südssee. Auch hier kann man wieder eine Sondernung vornehmen: der Wertakzent stand vornehmlich auf Werken der afrikanischen Neger. Picasso und Karl Schmidt-Rottluff haben in bestimmten Jahren den unleugbaren Einfluß der Negerkunst erfahren, — nennt man doch bei Picasso die Periode um 1906 „negroid“!

Schöpferische Künstler sind denn auch die ersten Sammler afrikanischer Kunst gewesen. Ihnen schlossen sich bald Kunstsammler und -händler an. Eine ständig anschwellende Literatur ging nebenher. In Paris entstanden die ersten bedeutenden Sammlungen, — bald griff das Interesse für primitive Kunst nach Deutschland und in die Schweiz über. Doch hat Paris noch immer auf diesem speziellen Gebiet des Sammelns die Füh-

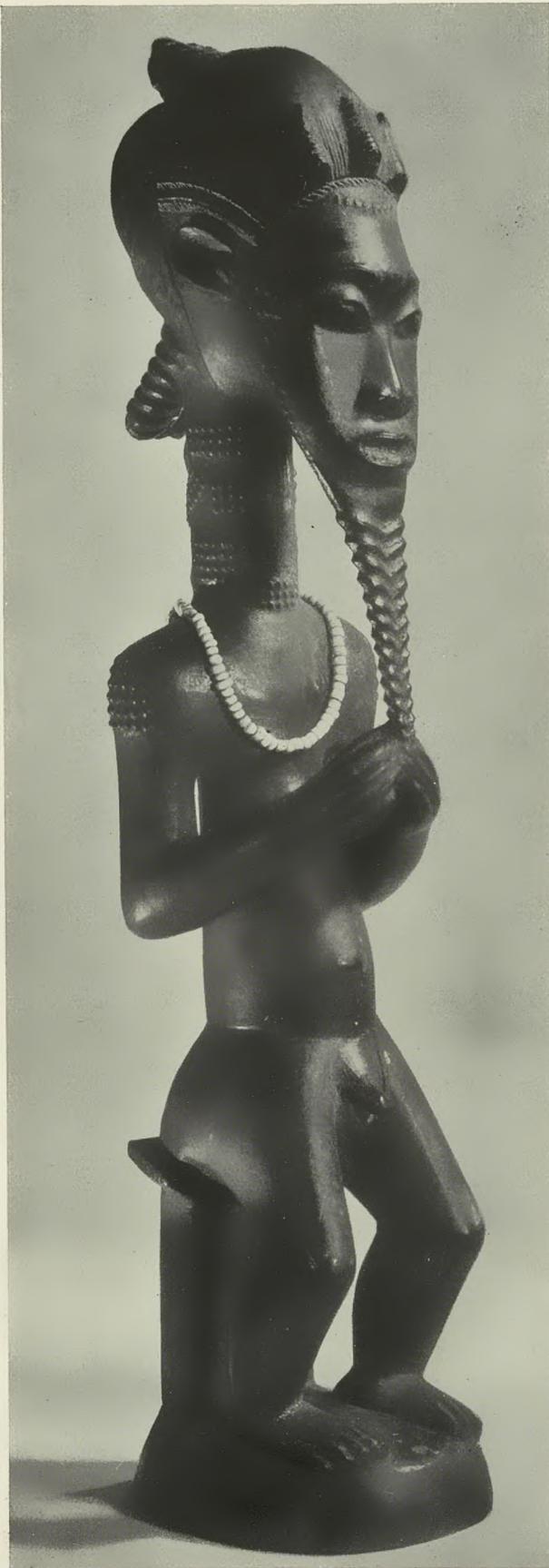


Fig. 2. Männliche Statuette von der Elfenbeinküste  
(Baoulé-Gouro).

Sammlung G. de Miré, Auktionspreis: 2800 Fr.

rung. Und wenn wir heute drei der wichtigsten Sammlungen afrikanischer Kunst, aus Deutschland: Baron von der Heydt (Ascona, Zandvoort), aus Frankreich: G. de Miré (Paris) und aus der Schweiz: Han Coray (Lugano), heranziehen, um eine Reihe bedeutender Kunstwerke vorzuführen, so zeigt sich schon in der Situation der Orte, in denen die Werke bewahrt werden, daß es sich um Ausstrahlungen eines Interesses handelt, als dessen Zentrum vorderhand immer noch Paris gelten darf.

Die Rolle solcher Privatsammlungen ist nicht hoch genug zu schätzen. Gewiß enthalten auch die öffentlichen Museen für Völkerkunde einen sehr großen Schatz wichtiger Arbeiten. Aber die Auswahl ist in beiden Fällen von andersgearteten Gesichtspunkten geleitet: bei den Privatsammlungen überwiegt das künstlerisch-formale Interesse, bei den Völkermuseen die ethnographische und inhaltliche Bedeutsamkeit. In späteren Zeiten wird man vielleicht einmal ein Museum primitiver Kunst errichten, — vorläufig wird man aus den Privatsammlungen die Tendenz zu entnehmen haben, in welcher der Geist unserer Zeit aus der Fülle der Statuetten, Masken und Gebrauchsgegenstände diejenigen herausgreift, in denen sich nicht eine Art „Herrgotts-Schnitzerei“, sondern vollendete Kunstwerke darstellen. Diejenige Aufgabe, die in unseren Kulturländern den Museen für Volkskunde und den großen Kunstmuseen zugefallen ist, muß heutzutage von den Privatsammlungen in weitem Maße erfüllt werden: die Scheidung von mehr volkhaftem Kunstgut von den Werken, deren Gütigkeit über die Grenzen des Volkstums hinausgeht.

Diese Aufgabe haben übrigens die drei Sammler, von deren Besitztum die Rede sein soll, nicht bloß für Afrika zu lösen gesucht. Die Sammlung von der Heydt enthält auch südsee-insulanische Arbeiten von Bedeutung, und diese Doppel-Gruppe primitiver Kunst bildet nur die kleinere Hälfte der ganzen Sammlung, die außerdem noch umfangreiche asiatische Schätze birgt. Genauer auf Afrika war die Sammlung G. de Miré\*) eingestellt, doch enthielt sie daneben altamerikanische Skulpturen und Keramik. Einzig die Sammlung Han Coray ist ausschließlich Afrika gewidmet und hat hier eine Fülle interessanter Stücke zusammengebracht, die anscheinend in diesem Umfange ohne Konkurrenz ist. Nehmen wir die drei Sammlungen insgesamt, so bieten sie die Möglichkeit, eine Reihe ihrer schönsten Werke aufzuführen, um die an-



Fig. 3. Männliche Statuette von der Elfenbeinküste (Baoulé-Gouro). Primitiverer Typus der Schnitzkunst im Hinterland der franz. Kolonie, verglichen mit Fig. 2. Sammlung Han Coray.

\*) Versteigert am 16. Dezember 1931 in Paris durch M<sup>e</sup> A. Bellier unter Assistenz von L. Carré und Ch. Rattou. (Zu den jeweils angeführten Auktionspreisen sind noch 14 Prozent Aufschlag hinzuzurechnen (6 Fr. = 1 RM.).

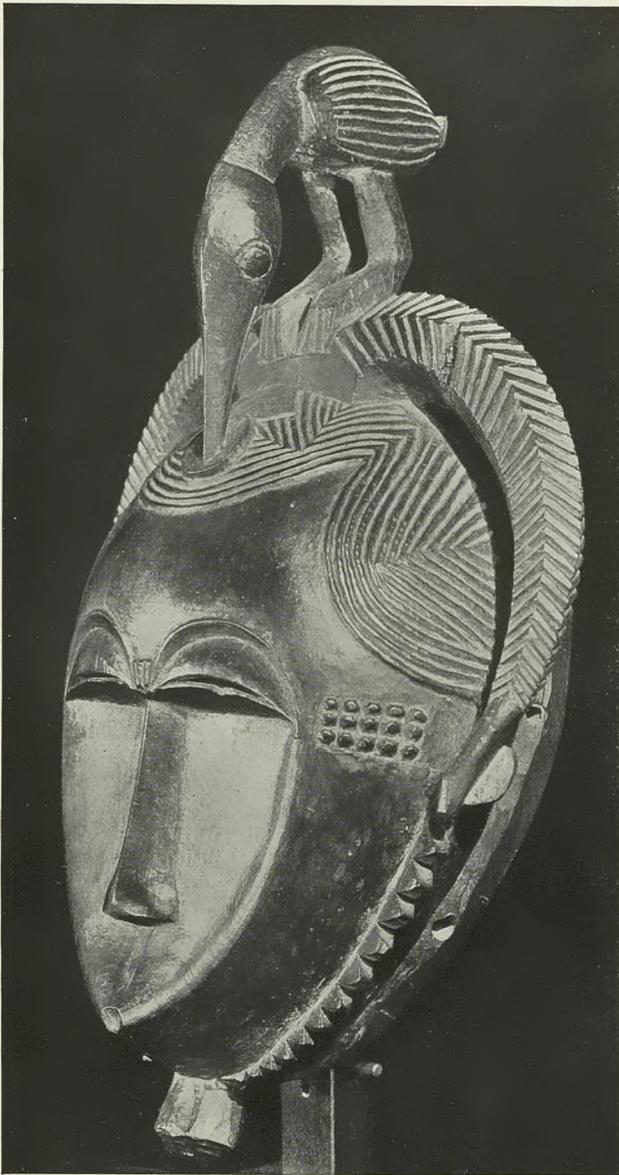


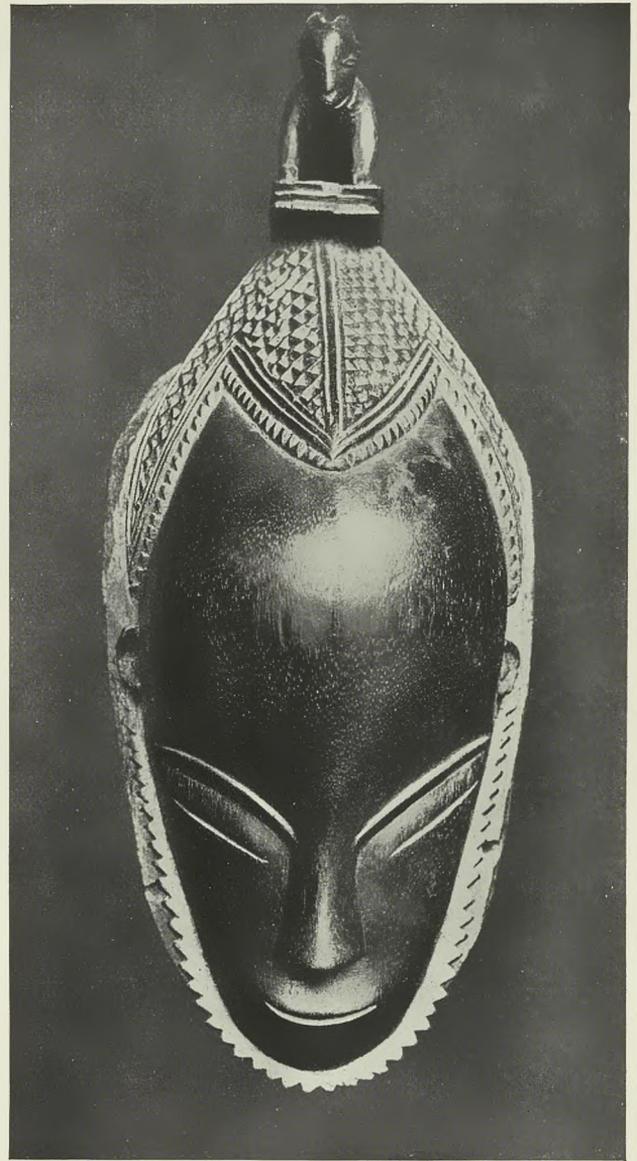
Fig. 4 und 5. Masken von der Elfenbeinküste (Baoulé-Gouro).  
 Links: Sammlung Han Coray. Rechts: Sammlung Baron von der Heydt.

schaulichste Vorstellung von der Art afrikanischer Plastik im allgemeinen und in ihren Besonderungen zu geben.

\*

Der erste Haupteindruck der Kunst der Afrikaner wird von ihrer Monumentalität bestimmt, — nicht umsonst gehört Ägypten, das Land konsequentester Monumentalkunst, zu Afrika, freilich ohne die Kunstübung der Naturvölker formal beeinflußt zu haben. Wo immer wir die Werke dieser Primitiven prüfen, ist es Einfachheit und Stärke, die aus ihnen spricht. Ein architektonischer Einschlag ist in den afrikanischen Statuetten, Masken und auch in der Gebrauchs-kunst lebendig, der sie in scharfen Gegensatz zu

den Arbeiten der Südsee setzt, die einen mehr malerischen Charakter tragen. Wohl mildert sich der Eindruck der Starrheit erheblich, wenn man sich die Masken mit der wallenden Raphiakleidung vorstellt, die zu den meisten gehört, und die Statuetten, etwa Südkameruns, mit den Federbüschen, die zu ihrem Kopfschmuck gehören. Aber auch dann wird der Ausdruck ihrer Gesichter ausschlaggebend bestimmt durch die Betonung der Senkrechten in Nase, Frisur, Körperhaltung, und der Waagerechten in Mund, Augen, Armhaltung. Diese Kennzeichen bleiben allafrikanisch, ob wir nun die Elfenbeinküste, Kamerun, Kongogebiet oder den inneren Sudan nehmen. In dieser präzisen Einfachheit wurzelt das stille und verhaltene Pathos,



*Fig. 6 und 7. Masken von der Elfenbeinküste (Baoulé-Gouro).  
Links: Sammlung Han Coray. Rechts: Sammlung Baron von der Heydt.*

das die afrikanischen Kunstwerke beseelt und das aus ihnen unsere zeitgenössischen Maler und auch Bildhauer so vernehmlich angesprochen hat.

Dies ist der Eindruck, der bei den meisten Betrachtern überwiegt, die für die afrikanische Kunstwelt nur kurze Zeit erübrigen. Bei längerem Verweilen aber löst sich der magische Bann, der diese Figuren und Gesichter erstarren zu lassen scheint. Dann spürt man allmählich die Wärme des Lebens, das auch in den abstrakten Bildungen pulsiert, und dann erwirbt man sich langsam die Fähigkeit der Unterscheidung der *M a n n i g f a l t i g k e i t*, zu welcher der Ausdruck und die Formprägung jeweils moduliert wird. Es gibt eine ganze Reihe von *H a u p t g e b i e t e n*, in denen sich die

Negerkunst sehr verschiedenartig ausspricht. In kurzem Rundgang lassen wir sie Revue passieren.

Ein besonders wichtiges und produktives Zentrum ist im Hinterland der *E l f e n b e i n k ü s t e* das Gebiet der Baoulé-Gouro. Hier findet man in Statuetten und Masken (Fig. 2—7) und im Kunstgewerbe (Fig. 8, 9) die monumentale Grundhaltung mit Grazie und Eleganz vereint, wenngleich auch dem ernsten, fast tragischen Element (Fig. 5, 7) gelegentlich sein volles Recht wird.

Wesentlich robuster gibt sich das weiter zurückgelegene Grenzgebiet zwischen der Elfenbeinküsten-Kolonie und Liberia, das mit einigen Masken vom Stamme der Dan usw. (Fig. 10, 11) repräsentiert wird.



*Links: Fig. 8 und 9. Weberollen  
von der Elfenbeinküste (Gouro).  
Sammlung Han Coray.*



*Unten: Fig. 10 und 11. Masken  
von der Elfenbeinküste (Dan-Arbeit).  
Links: Sammlung Han Coray. Rechts:  
Sammlung G. de Miré, Auktionspreis:  
1600 Fr.*



Fig. 12. Gelbguß-Platte aus Benin, 16.—17. Jahrh.

Die Platte stellt einen Krieger mit erhobenem Zeremonial-Schwert dar, auf der unteren Hälfte der Platte flankiert von stilisierten Tierköpfen. Man beachte die Panthermaske als Gürtelschmuck (rechts unterhalb der Hand.) Das Blumenmuster des Grundes ist vielleicht von europäischen Vorbildern beeinflusst.

Sammlung Han Coray.



Fig. 13. Klangstab aus Benin, Gelbguß, 16. bis 17. Jahrh. Diese Musikinstrumente werden mit einem Stäbchen angeschlagen und geben einen mehr oder minder reinen Ton.  
Sammlung Han Coray.



Fig. 14. Männliche Statuette aus dem Kameruner Grasland (Bamum). Selten ausdrucksvolles, stark bewegtes Werk. Arbeiten mit so bewegter Körperhaltung sind sonst in Westafrika nur aus dem Gebiet der Bangwa (Nordwest-Kamerun) bekannt.  
Sammlung Baron von der Heydt.

Wenn von den Naturvölkern Ober-Guineas die Stämme der Elfenbeinküste am erwähnenswertesten erscheinen, so ist es in Südnigerien die Kunst von Alt-Benin, die übrigens gerade in Deutschland die sorgfältigste Beachtung der Museen und Historiker gefunden hat. Hier gab es bis in das 19. Jahrhundert herauf tatkräftige Herrscher, und an ihrem Hof blühte jahrhundertlang eine hochstehende Metallgußkunst. In oft lebensgroßen Gelbgüssen wurden Köpfe der Könige verewigt, und Platten mit mannigfachen Reliefs (Figur 12) zeigen Momente aus dem Leben und

Treiben des Volkes und seines Heeres. Dazu kamen vielfältige Gebrauchsgegenstände, wie Klangstäbe (Fig. 13), Gefäße, Anhänger usw., in denen sich ebensosehr die technische Fertigkeit, wie der formale Wagemut beweist.

Kamerun hat im Hinterland zwei Hauptzentren seiner Kunst: das Kreuzflußgebiet und das Grasland. Es herrscht hier eine Atmosphäre des Großbauerntums, die aber manchmal so bedeutende Leistungen erreicht, wie sie hier eine Statuette (Fig. 14) — ein Unikum ihrer Art — und eine Maske (Fig. 17) zeigen.



Fig. 15. Herme der Pangwe (Süd-Kamerun). Das Hörnchen am Hals ist als Überrest eines Hornes zu betrachten, das die Ahnenfiguren vielfach in den Händen vor sich hin halten.

Sammlung Baron von der Heydt.



Fig. 16. Weibliche Ahnenfigur der Pangwe (Süd-Kamerun). Solche Ahnenfiguren sind durch einen Sitzstab auf den Rand von Rindenschachteln angebracht, die Schädelreste berühmter Häuptlinge enthalten.

Sammlung Baron von der Heydt. Auktionspreis: 14000 Fr.

Im Grenzgebiet von Kamerun und Französisch Äquatorial-Afrika haben die Pangwe (Fig. 15, 16, 19) eine wohl schon vor ihrem Einmarsch hochentwickelte Schnitzkunst vorgefunden und übernommen. Und hier stoßen wir auf eine Haltung, die etwas durchaus Lyrisches und Weich-Melodiöses haben kann. In solchen Statuetten, wie Fig. 16, und solchen Hermen, wie Fig. 15, wird ein Gipfel afrikanischer Art sichtbar.

Ins Malerische transponiert erscheint diese Kunstrichtung in den mit weißer Farbe überzogenen Gesichtern der Masken, die den Balumbo

(Fig. 1, 18) zugeschrieben werden, während die seltsame Ahnenfigur aus dem Innern des Ogowe-Gebietes (Fig. 20) mit dem Glanz des Metallüberzuges wieder härtere Akzente bevorzugt.

Unendlich reichhaltig ist die Kunstwelt des belgischen Kongogebietes, vor allem in seinem südlichen Teil. Hier finden wir alle erdenklichen Variationen, die von der Repräsentation des Todes (Fig. 22) bis zur Darstellung weich blühenden Lebens (Fig. 21, 23, 24) reichen. Im Osten dieses Riesenareals haben wir in Urua, dem Herzen des Kontinents, eine Stilprovinz vor uns, in der das



Oben: Fig. 17. Maske aus dem Kameruner Grasland.  
Sammlung Baron von der Heydt.

Unten: Fig. 18. Maske aus Französisch Äquatorial-  
Afrika (Balumbo).  
Sammlung Han Coray.



Fig. 19. Männliche Ahnenfigur der Pangwe (Süd-Kame-  
run). Auch diese Figur dürfte zu der Gruppe von Auf-  
satzfiguren für Schädelbehälter gehören (vgl. Abb. 15).

Sammlung G. de Miré.  
Auktionspreis: 29 325 Fr.



*Fig. 20. Ahnensfigur aus Französisch Äquatorial-Afrika (Bakota, Aduma, etc.).  
Derartige „Kopffüßer“ stecken mit der unteren Hälfte ihrer „Bein“-Partie in Körbchen, die Schädel-  
reste von Häuptiongen enthalten. Sie sind mit Kupfer-, Messing- und Eisenblech überzogen.  
Sammlung G. de Miré. Auktionspreis: 1 520 Fr.*



*Fig. 21.*  
*Pfeife, belgisches Kongogebiet.*  
*Sammlung Han Coray.*



*Fig. 22. Maske, einen Jünglingskopf darstellend,*  
*getragen bei Tänzen im Beschneidungslager.*  
*Sammlung Baron von der Heydt.*

Schwebende des lyrischen Gefühls so recht eigentlich zu Haus ist. Im Südwesten schließt sich das Gebiet von Portugiesisch-Angola an, das neuerdings besonders erfolgreich von deutschen Forschern, wie Schachtzabel und Baumann, aufgesucht worden ist.

Dies sind Zentren des sog. westafrikanischen Kulturkreises, in denen die Negerkunst voll und reich blüht. Aber auch an seiner Peripherie finden wir vielfach Dokumente hoher Begabung. In einzelnen Stücken der Warega (Fig. 25), des Uelle-Nil-Gebietes (Fig. 26), vor allem der Habe im nördlichen Nigerbogen (Fig. 27, 28) können wir aus den Sammlungen v. d. Heydt und

G. de Miré vollgültige Zeugnisse dafür vorlegen. Alles ist dort auf kubistische Herbheit und Kantigkeit dekorativ abgestimmt, der sich nur wenige Stücke entziehen können.

Eine seltsame Mischung zwischen dieser Eigenart und der mehr auf Naturalistik und Weichheit, Rundlichkeit eingestellten westafrikanischen Richtung stellen die Dämonenfiguren der Baga (Figur 29) im Küstengebiet von Französisch Ober-Guinea dar.

Mit ihnen sind wir wieder nahe an den Ausgangspunkt unserer Wanderung zurückgekehrt, die uns durch einige der Hauptzentren der Negerkunst geführt hat. Nicht daß wir den ganzen



*Oben: Fig. 23. Kopf von einer Herme aus dem südlichen belgischen Kongogebiet. Diese Arbeit erhält ihren besonderen Reiz durch den Kontrast zwischen der weichen und der härteren Modellierung von Gesicht und Frisur.*

*Sammlung  
Baron von der Heydt.*



*Unten: Fig. 24. Kopfstütze aus dem östlichen belgischen Kongogebiet (Urua). Mit diesen Schnitzwerken stützt man beim Schlafen den Nacken, um die kunstvolle Frisur zu schonen.*

*Sammlung  
Baron von der Heydt.*



Fig. 25. Seltene Elfenbeinmaske aus dem belgischen Kongogebiet (Warega).  
Sammlung G. de Miré. Auktionspreis: 17 300 fr.

Reichtum der afrikanischen Kunstübung auch nur von ferne erschöpft hätten, — so umfangliche Thematata, wie Alt-Benin, Joruba, Kleinplastik, verdienen und erfordern eine speziellere Betrachtung. Immerhin konnten wir doch Spitzenleistungen der afrikanischen Künstler zeigen, mit denen sie sich ebenbürtig an die sog. hohe Kunst der Kulturvölker anschließen.

\*

Gern erhebt man, wenn die rein formale Betrachtung der Kunst genugsam durchgeführt ist, die Frage nach dem inneren Sinn, nach der Bedeutung der Statuetten und Masken. Stellt man dies Problem ganz allgemein, so wird man in letzter Instanz an die Tiefenpsychologie verwiesen, deren Antworten, wie sie von Winthuis, von Psychoanalytikern usw. gegeben worden ist, zu diskutieren hier zu weit führen würde.

Zunächst denkt man ja auch eher an die positive Beziehung der Kunstwerke zur Geschichte und zur Mythologie der Stämme. Leider kann man hier keine so eindeutige Auskunft erteilen, wie man



Fig. 26. Figuren-Schachtel aus dem Nil-Kongo-Zwischengebiet.  
Sammlung Baron von der Heydt.

dies gern möchte. Wohl lichtet sich allmählich bei dem fortschreitenden Eindringen der Missionare und Forscher der Schleier, der über dem Bedeutungs-Mysterium so mancher Maske lagerte. Dann erfahren wir etwa, daß diese oder jene Verkleidung bestimmte Vorfahren bedeuten sollten, oder daß sie von den Initianden getragen werden, die die Busch-Schule durchgemacht haben usw. Doch sind diese



Fig. 27. Figurenpaar aus dem inneren West-Sudan (Habe), deren Reiz in der Spannung liegt zwischen der Primitivität der Figuren und der Meisterschaft, mit der sie kubistisch umgeformt und gesteigert worden sind.  
Sammlung Baron von der Heydt.



Fig. 28. Brustpartie einer hermaphroditischen Sitzfigur aus dem West-Sudan (Habe). Dem Figurenpaar in Fig. 27 gegenüber vertritt diese Statuette einen weit kultivierteren Typus der Habeplastik.  
Sammlung G. de Miré. Auktionspreis: 14000 fr.

Nachrichten immer noch kärglich gegenüber dem Reichtum von Stücken, die zu identifizieren sind. Ungleich ungünstiger sind wir in bezug auf diejenigen Statuetten gestellt, die vielleicht persönliche Bedeutung haben, etwa Bildnisse historischer Persönlichkeiten sein sollten. Hier spendet die Erinnerung der Stämme oft keinerlei Auskunft mehr, — auch die sorgfältigsten Erkundigungen nach Provenienz und Darstellungsinhalt der schönsten Tschiwokwe-Statuetten des Berliner Museums haben zu keinem Resultat geführt. Und ähnlich liegen die Dinge in anderen Gebieten Afrikas. Immerhin scheint doch soviel sicher, daß der Ahnenkult vor allem in der westafrikanischen Kunst eine bedeutsame Rolle spielt. Eine Reihe wichtiger Dokumente hierfür bilden die Königs-Denkmale der Benin und der Bushongo sowie die Figurenpaare der Pangwe, um nur die zunächstliegenden Dinge zu nennen. Doch steht der Ahnenkult nicht in ab-



Fig. 29. Dämonenfigur von den Rivières du sud (Baga). Der Gegensatz zwischen der hochstilisierten Kopfform und dem runden Körper erklärt sich vielleicht dadurch, daß man in diesen Figuren Träger von Masken darstellen wollte, die einen stark stilisierten Charakter haben.

Sammlung Baron von der Heydt.

strakter Reinheit für sich, sondern er geht in vielfältiger Vermittlung über in einen allgemeineren D ä m o n e n k u l t , indem die Seele der Ahnen als aktive Wesenheit gefaßt wird. — Der Kultus der N a t u r m ä c h t e scheint weit zurückzutreten gegenüber dieser prominenten Doppelheit: Ahnherr — Dämon. Und von der Repräsentation von G o t t h e i t e n persönlicherer Artung haben wir nur aus wenigen Gebieten bestimmtere Kunde. — Von verhältnismäßig geringer Wichtigkeit auch ist der Einfluß der M a g i e , der sich hauptsächlich im unteren Kongogebiet breitgemacht hat. Nicht allzuoft bringen es die sog. Fetische oder Zauberfiguren zu einiger Erheblichkeit in künstlerischer Beziehung. Immerhin ist die unmittelbare S t i m m u n g der Magie, wenn man so sagen darf, von Bedeutung. Die Auffassung der Kunstwerke als lebendiger Wesen, die auch sonst in den archaischen Kulturen weit verbreitet scheint, gibt eine Atmosphäre von unmittelbarer Gleichartigkeit zwischen Mensch und Kunstwerk, — eine Atmosphäre, die für eine Zeit, die unter dem Schlagwort „l'art pour l'art“ aufgewachsen war, etwas durchaus Andersartiges und Neues bedeutete.

Es wäre falsch, immer und überall eine religiöse usw. Bedeutsamkeit zu suchen. Groß ist das Gebiet offenbar ganz p r o f a n e r Art. Die unübersehbare Fülle der Gebrauchskunst gibt zu inhaltlich weitergreifenden Deutungen keinen zureichenden Grund, mag man auch vielfältige Beziehungen zu Ahnenfiguren und Schädelkult — etwa in der Übergröße des Kopfes — aufspüren. Auch hier in der Welt der sog. Primitiven bezeugt sich eine Vielfältigkeit und Schichtung, die es uns verwehrt, mit einer Patentlösung zu Interpretationen allumfassender Natur zu gelangen, insofern es sich um die inhaltliche Bedeutung handelt.

Dafür stellt sich die formal-künstlerische E r s c h e i n u n g der naturvölkischen Werke mit um so größerer Eindeutigkeit vor uns hin: mit ihrem Streben zur Frontalansicht, zur Betonung des Kopfes, den man gern übergroß gibt, und zur Bewahrung der ursprünglichen Einheit des Blockes. Auf diesen formalen Tendenzen beruht die Monumentalität der Erscheinung der Statuetten und Masken, die wir vor uns sehen. Bei aller Fragwürdigkeit der inhaltlichen Bedeutsamkeit bleibt unbezweifelbar die künstlerische Leistung in der Prägung ihrer einfach-großen Form!